

# **Familienchronik**

**Marias Aufzeichnungen ...  
die Walter fortsetzte**



**Geschrieben**

**Walter Wilden**

**1998 - 1999**



*Zum Andenken an Mama*

**Familienchronik der Familie Wilden**

**Band 1**

**Copyright 2009 by Rolf Josef Wilden**

**Die Rechte an dieser Ausgabe liegen beim Herausgeber.  
Die Originale der Bilder in dieser Ausgabe sind im Besitz der Familie Wilden.**

**Alle Rechte vorbehalten**

**Herausgeber : Rolf Wilden**  
Brandstraße 56  
52159 Roetgen  
rolf.wilden@t-online.de

1. Auflage, 2009 , 4 Bände von FC Band 1 (FC-B1)

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung.  
Der Herausgeber

Privater Druck

## **Vorwort:**

*Meine Mutter Maria wurde als zweite Tochter des Ehepaars Hubert Reinartz und Josefine Reinartz geb. Johnen am 2. November 1914 geboren. Ihr Geburtshaus ist das Reinartz-Haus in der Brandstraße, indem heute (2009) noch von den Nachfahren die von Johann Peter Reinartz gegründete Bäckerei betrieben wird.*

*Die Familie meiner Mutter war geprägt vom bäuerlichen Umfeld der damaligen Zeit. Obwohl Großvater Hubert von Beruf Schreiner war, wurde zur Sicherung des Lebensunterhalts der Familie eine Feierabend-Landwirtschaft betrieben. Das bedeutete für Frau und Kinder, ununterbrochen mußte gearbeitet werden, hauptsächlich, um die notwendigen Tiere zu versorgen. Nach Feierabend besorgte dann der Vater die wirklich schweren Arbeiten. Das Klima in der Eifel und die Böden waren eben nur für Viehzucht und nicht für Ackerbau geeignet. Diese Art des Wirtschaftens war, nachträglich betrachtet, ein Erfolgsmodell – würde man heute sagen. Es hat mehreren Generationen von Eifelbewohnern über die Probleme des 1. und 2. Weltkriegs hinweggeholfen. Als nach dem 2. Weltkrieg die Versorgungslage immer besser wurde, wurde diese Art des Wirtschaftens erst sehr zögerlich, dann komplett aufgegeben. Heute erinnern nur noch die vielen freien Flächen in Roetgen an die Lebensart unserer Vorfahren.*

*Arbeit prägte das Leben von Maria von frühester Jugend an. Die durch den Versailler Vertrag und die Weltwirtschaftskrise verursachten unglücklichen Lebensumstände nach dem 1. Krieg, mündeten damals direkt in das aufblühende „3. Reich“. Die Heranwachsenden damals blieben davon nicht unbeeindruckt. Gut katholische Familien in der Eifel waren aber nicht wirklich gefährdet, von weltlichen Ideologen vereinnahmt zu werden. Als Maria erwachsen wurde, war die Katastrophe des 2. Krieges schon über die Welt herein gebrochen. Sie heiratete (1940) schon im Krieg den Arbeitersohn Walter Wilden. Sie hatte ihn 1933, wie damals üblich, auf einer dörflichen Festivität kennengelernt. Da Walter 1935 Soldat wurde und zunächst in Ostpreußen stationiert war, hatten beide über 10 Jahre nicht viel voneinander. Trotzdem wurden in dieser Zeit zwei Kinder geboren, die ihren Vater praktisch nicht sahen und kannten. Dieses Schicksal teilte Maria mit Millionen anderer Frauen. Wenn man das heute betrachtet, bekommt man eine Ahnung vom Opfermut der damaligen Generation. Unter dieser Sichtweise relativiert sich manches Problem in der heutigen Zeit.*

*Maria und Walter hatten Glück. Sie überstanden die schwere Zeit zumindest körperlich unbeschadet. Ein drittes Kind wurde 1946 geboren. Aufbau war nun die Devise! Nach der Währungsreform 1948 blühte die deutsche Wirtschaft auf, und alle hatten etwas davon. Man versuchte jetzt nachzuholen, was in der Jugend wegen der Umstände versäumt worden war.*

*Doch Arbeit und Sorgen wurden nicht weniger. Die Eltern starben, die Kinder wuchsen heran, viele Dinge mußten geregelt werden; das Übliche eben im Menschenleben.*

*Maria gab die kleine Landwirtschaft auf, weil sie sich nicht mehr lohne, wie sie sagte. Es war aber wohl hauptsächlich das Alter und die mangelnde Gesundheit, die ihr die Kraft nahmen. Ihre Enkel waren nun die Quelle ihrer Lebensfreude. Für sie tat sie alles. Sie war der gute Geist der Familie. Trotz ihrer Herzkrankheit, die in der Familie Johnen üblich war, ließ sie sich nichts anmerken. Sie ging zwar regelmäßig zum Arzt, war aber nach wie vor sehr aktiv und versorgte neben ihrem Mann auch ihre Enkel. Die Enkel liebten ihre Oma dafür und schätzten vor allem das gute Essen, was es bei Oma immer gab. Das ging so bis zum 4. Juli 1980. An diesem Tag putzte Maria das Haus in der Brandstraße. Sie fiel einfach um und war tot. Der herbei gerufene Arzt konnte nicht mehr helfen. So starb sie denn, wie sie gelebt hatte, bei der Arbeit.*

*In ihrer wenigen freien Zeit hatte Maria für ihre Nachkommen aufgeschrieben, wie es früher war. Ihre Nachkommen sollten nicht vergessen, wo ihre Wurzeln sind.*

Rolf Wilden

Roetgen, im Dezember 2009





**Maria mit 23 Jahren (Foto 1937)**

\* am 2. November 1914. Als junges Mädchen war sie im Roetgener Konsum als Kindermädchen und Verkäuferin beschäftigt; später übernahm sie wegen Krankheit der Eltern die kleine Landwirtschaft im Hause. Sie war eine liebenswerte, sehr selbstbewußte und selbständige Frau. Als 19-Jährige lernte sie 1933 ihren Freund Walter kennen, und mit 26 Jahren gingen die jungen Leute, im Kriegsjahr 1940, zum Standesamt und zum Traualtar. In ihrer Ehe wurden drei Kinder geboren.



## Inhaltsverzeichnis:

Vorwort.....	V
Einleitende Worte.....	11
Die Urgroßeltern (väterlicherseits) aus dem Vogelsang, wie sie waren.....	11
Die Großeltern (väterlicherseits) aus der Brandstraße, wonach sie strebten.....	14
Die Großeltern (mütterlicherseits) aus der Kalfstraße, wie sie waren.....	21
Meine Eltern, Hubert und Josefine, und einige Erinnerungen aus dieser Zeit.....	27
Das Leben in der Familie,.....	35
mit der kleinen Landwirtschaft in den zwanziger Jahren.	
Nach den turbulenten zwanziger Jahren,.....	39
eine verhängnisvolle Zeit gut überstanden.	
Unsere Hochzeit im 2. Weltkrieg ,.....	47
und die Gründung einer Familie.	
<i>(Bericht von Walter)</i>	
Der Rommelweg.....	57
<i>(Ein Bericht von Maria)</i>	
Trotz schwerer Zeit, glückliche Kinder.....	59
<i>(Ein Bericht von Maria)</i>	
Erkenntnisse,.....	61
die ich aus dem Erleben zwischen den beiden Kriegen sammelte.	
<i>(Ein Bericht von Maria)</i>	
Wir hatten Glück in schwerer Zeit.....	65
<i>(Ein Bericht von Maria)</i>	
Die Kinder, Rolf, Marga und Herbert.....	71
<i>(Bericht von Walter)</i>	
Eine glückliche Zeit mit Maria.....	79
Neben der kleinen Landwirtschaft, der Umbau des Hauses.	
Ihr Hobby waren die Kinder.	
<i>(Bericht von Walter)</i>	
So lernten wir uns kennen.....	93
<i>(Bericht von Walter)</i>	
Marias Ehemann:.....	105
<i>(Berichte von Walter)</i>	
Der Arbeiter.....	105
Der Sportsmann.....	112
Der Soldat.....	117
„Der Landwirt“.....	125
Der Vater und Opa.....	129
Und seine Hobbies.....	134



## **Marias Aufzeichnungen**

**1973 begann sie mit der Handschrift über ihre Familie, die mit Familienfotos zusammen gestellt war.**

**Sie wurde von Walter vollendet.**

### **Einleitende Worte:**

Als die Kinder sozusagen aus dem Haus waren und die kleine Landwirtschaft aufgegeben worden war, begann die emsige Hausfrau sich mit der Vergangenheit ihrer Familie zu beschäftigen, mit dem Entschluß, ihre Erinnerungen und Recherchen aufzuschreiben. Die aufgeschlossene Frau wollte ihren Kindern und Enkeln in einer Niederschrift über die Vorfahren und deren Herkunft berichten. Durch ihren allzu frühen Tod konnte sie allerdings ihr Vorhaben nicht vollenden. Doch die begonnene Arbeit wurde dann von ihrem Ehemann hand-

schriftlich beendet. Es war für ihn eine Verpflichtung, als Dank für die glückliche 40-jährige Ehe mit ihr, das von ihr begonnene Werk fortzuführen. Angeregt von ihrer Idee, wurde dann von ihm mit der Zeit eine umfangreiche Familienchronik über alle Linien der Vorfahren in vielseitigen Alben zusammengestellt. Damit auch spätere Nachfahren Marias Ausführungen und Worte lesen können, wird ihre Niederschrift hier auch in Druckbuchstaben niedergeschrieben.

### **Die Urgroßeltern Reinartz (väterlicherseits) aus dem Vogelsang, was sie erwarben.**

„Der Bäckermeister Johann Petrus Reinartz, geboren am 28. Februar 1815 in Roetgen, heiratete am 5. Mai 1843 die Jungfrau Katharina Gertrud Stollewerk, geboren am 6. November 1813 in Roetgen. Das junge Paar wohnte im Vogelsang; in späteren Jahren war das die Gastwirtschaft mit Saal von Nachkomme Eugen Reinartz. Eine um die Mitte des 19. Jahrhunderts (etwa 1855) gemachte Fotografie zeigt die Urgroßeltern in der Tracht der damaligen Eifelbewohner. Die Leute waren sehr anspruchslos. Sie, mit Kopftuch, langes schmuckloses Kleid und Schürze, einziger Schmuck das goldene Kreuz. Er, Rock,

Hose und Weste aus deftigen Stoff, hoher Hemdkragen und mit der Uhrkette. Die deftigen Stoffe hielten ein Leben lang, manchmal trugen die Kinder die Sachen weiter, weggeworfen wurde nie etwas. Sie führten nach katholischem Ritus eine streng religiöse Ehe, in der neun Kinder geboren wurden. Sie erlebten im Jahre 1893 ihre goldene Hochzeit. Er starb am 19. August 1897 im Alter von 82 Jahren und sie am 26. September 1899 mit 86 Jahren. Beide wurden auf dem katholischen Friedhof beerdigt.“

Maria schreibt weiter. „Meine Urgroßeltern besaßen neben der Bäckerei auch eine

Gastwirtschaft. Sie waren also gut situierte Leute. Das Haus ist 1612 gebaut worden und zwar von einem Lütgen, dem die Häuser von Willi Cosler und Wolfgang Reynartz in der Roetgenbachstraße ebenfalls gehörten. Ich nehme an, daß meine zweifachen Urgroßeltern, Antonius Reinartz und Anna Maria Mathie, das Haus von Herrn Lütgen gekauft haben. Später übernahm mein Großonkel August Haus und Gastwirtschaft und sein Bruder, mein Großvater Johann Peter, baute 1885 das Haus an der Brandstraße, in dem ich 1914 geboren wurde und führte dort die Bäckerei weiter. Mein Urgroßvater, Namensgleichheit mit meinem Großvater, er wurde in den Urkunden Petrus genannt, besaß viel Land; zum Beispiel, ab Haus Offermann die ganze linke Seite der Schleebachstraße in Richtung Schleebachbrücke und auch an der rechten Seite ab Haus Hoppe, verteilt bis an die Grünepleistraße, etwa 12 Morgen. Haus Max Hoppe ist vom zweiten Mann meiner Schwägerin Hedwig Reinartz erbaut worden, und Haus Offermann ist heute im Besitz eines Herrn Josef Dohr. Weiter besaßen sie auch noch Land an der Neustraße, sowie an der Kalfstraße und ebenfalls an der Keusgasse. Die dortigen sechs Morgen lagen an der Gasse bei Hubert Lux zum Schleebachtal hin. Dieses Land wurde dann an die sechs überlebenden Kinder vererbt, worunter sich neben Großvater Johann Peter auch die Großonkels Franz August, Johann Mathias und Jacobus Reinartz befanden. Meine Großeltern hatten acht Morgen mit Haus an der Brandstraße, sechseinhalb Morgen an der rechten Seite der Schleebachstraße und zwei Morgen an der Neustraße geerbt. Großonkel Jacobus, der wegen späterer Heirat keine Kinder hatte, erbte die sechs Morgen an der Keusgasse. Das Erbe von Johann Mathias lag an der linken Seite der Schleebachstraße und das von Franz August im Vogelsang. Großtante Anna Maria

heiratete den Bäcker Wilhelm Kraus aus der Keusgasse. Hier wurden wegen Krankheit nur drei Kinder geboren, aber eine Tochter heiratete in die Bäckerfamilie Herbrand aus dem Faulenbruch. Ich schätze, daß hier die Kinder, eins blieb nur mit zwei Enkelkindern übrig, etwa 50 Morgen Land besaßen, welches ab 1950 vor und nach bis auf einige Morgen als Bauland verkauft wurde. Die andere Großtante Maria Elisabeth heiratete den Handelsmann Josef Keischgens aus Simmerath, wo deren Nachkommen auch heute noch ansässig sind.

Heute (1973) kostet ein Quadratmeter Bauland 30.- DM. Meine Vorfahren haben wohl nicht alles Land, wie in der Folge bemerkt, über Brotschulden erworben, sondern weil sie wohlhabende Leute waren, auch manches Stück Land gekauft. Starb zum Beispiel ein Ehepaar und ein Haushalt wurde aufgelöst, gab es einen öffentlichen Verkauf. Wenn keine Kinder mehr da waren, oder man wurde sich über das Erbteil nicht einig, oder sie hatten nicht das nötige Geld, die Geschwister auszu zahlen, wurde das Erbgut, Land, Haus und Sachen meistbietend verkauft. Diese Versteigerung fand immer vor dem Hause des Verkäufers statt. Dort waren dann aller Hausrat, Möbel und auch Kleidung vor der Haustür zusammen getragen. Dazu strömte meist das halbe Dorf zusammen, und man konnte billig etwas Brauchbares erwerben. Es ging beim Gebot immer an den Meistbietenden. Lustig solle es hier zugegangen sein; denn manches Schnäpschen wurde dabei getrunken. Ich weiß noch, daß meine Mutter zu solchen Versteigerungen ging. Einmal erwarb sie ein Butterfaß und zwölf Steingutschüsseln, die zum Entrahmen der Kuhmilch gebraucht wurden. Mein Schwiegervater, heute 92 Jahre alt, kaufte zum Beispiel mal einen Kleiderschrank für 4,-RM, und als er ihn abholen wollte, war er in eine Wand eingebaut.“



**Die Urgroßeltern der Reinartzlinie (Foto etwa 1850)**

Johann Peter Reinartz, Bäckermeister, \* am 28. Februar 1815, + 19. August 1897, (82).

Katharina Gertrud Stollewerk, Hausfrau, \* am 6. Nov. 1813, + 26. Sept. 1899, (86).

Beide in Roetgen geboren, betrieben im Hause im Vogelsang Gastwirtschaft und Bäckerei.

Kleidung: Die Tracht der Eifel. Schmuck: Sie das goldene Kreuz, Er die goldene Uhrkette.

## **Die Großeltern (väterlicherseits) aus der Brandstraße, wonach sie strebten.**

„Der Bäckermeister Johann Peter Reinartz, geboren am 27. Dezember 1852 im Vogelsang in Roetgen, heiratete am 17. August 1883 die Anna Maria Krings, die am 31. Juli 1854 in Roetgen geboren war. In der Ehe wurden sieben Kinder geboren, von denen zwei im Kindesalter starben, Peter Alois Reinartz mit acht Jahren und Helene Reinartz mit zwei Jahren. Dann die andern Kinder in der Reihenfolge ihrer Geburt: Johann Hubert Reinartz, mein Vater, Ida Maria Reinartz blieb ledig, sie bekam mit zwei Jahren die englische Krankheit und hatte dadurch ein verkrümmtes Rückgrat, Anna Reinartz, verheiratet mit Emil Werker aus Konzen, Maria Elisabeth Reinartz, verheiratet mit Hubert Kreitz aus Roetgen und Franz Alois Reinartz, verheiratet mit Maria Knott aus Roetgen. Dieser übernimmt mit seiner Frau das Haus, die Bäckerei und eröffnet ein Lebensmittelgeschäft.

Die Eltern meiner Großmutter Anna Maria Krings waren der am 14. Januar 1819 in Roetgen geborene Johann Hubert Krings, sein Elternhaus steht in der Keusgasse, es wird heute bewohnt von Georg und Marga Krings, und die am 21. Oktober 1828 geborene Anna Barbara von der Heyden aus Eupen. Zwei Brüder vom Urgroßvater (mütterlicherseits) ließen sich in Kursen zu Schullehrern ausbilden. Für die Jahre um 1840 und für ein kleines Dorf wie Roetgen schon ein besonderes Ereignis. Einen Schulbetrieb, wie heute, gab es damals noch nicht. Viele Kinder aus den großen Familien zogen bettelnd durch die Gegend. Das Elternhaus dieser Großmutter Anna Barbara war das erste Haus, vom Eckhaus abgesehen, an der rechten Seite der Müllegasse. Ein großer Teil des Hauses, der parallel zur Straße stand, war 1946 abgebrannt. Heute wohnt in dem stehen gebliebenen Teil des Hauses eine Kusine von Vater mit ihrem Sohn Theo Krott.

Im Jahre 1908 feierten meine Großeltern (Bild) die Silberne Hochzeit. Der Großvater war ein strenger aber fleißiger Mann. Zum Brotbacken hatte er keinerlei Maschinen. Der Brotteig wurde mit den Füßen vermengt und geknetet und mit den Händen geformt. Die fertigen Brote wogen sieben Pfund. Da zur damaligen Zeit fast jede Familie bis zu zehn Kinder hatte, mußten die Brote schon diese Größe haben. Viele Familien konnten das Brot für die große Kinderschar nicht bezahlen, und so hatten sie Schulden über Schulden beim Bäcker. Manche bezahlten, wenn die Kinder mit verdienten, oder sie gaben Land dafür. So kam es, daß alle Bäcker in Roetgen viel Land besaßen. Dieser Landvertausch gegen Schulden geschah aber hauptsächlich zu Lebzeiten meines Urgroßvaters. Auch schlug und sammelte mein Großvater alles Holz im Wald, welches er für den Backofen brauchte. Es waren dünne Äste und Reisig, die gebündelt wurden. So ein Reisigbündel nannte man „Fagge“. Sie wurden zum Feuer für das Backen ganz in den Ofen gesteckt. Es gab ein Höllenfeuer, und danach wurde der Backofen mit einem selbst gebastelten Heidebesen ausgefegt und das Brot zum Backen hinein geschoben. Meine Großmutter half fleißig dabei. Sie war überhaupt der Organisator in der Familie. Neben dem Hauptberuf als Bäcker hatte die Familie auch noch einige Kühe im Stall. Da wurde gemolken, die Milch entrahmt und Butter und Käse gemacht. Für die Tiere gab es dann im Sommer die Arbeit mit dem Grasmähen und dem Heumachen. Das Leben dieser Leute bestand wirklich nur aus Arbeit, von früh bis spät. Fromm waren sie auch. Es wurden morgens, mittags und abends unendlich lange Gebete gesprochen, zur gegebenen Zeit gefastet und geopfert. Heute sehe ich dieses Verhalten ja ganz anders.



### **Die Großeltern väterlicherseits Foto (1908)**

Johann Peter Reinartz, Nachname Hanspetere, \* am 27. Dez. 1854, + 13. Aug. 1934 (80 ).

Anna Maria Krings, Nachname Anne Mije, \* am 31. Juli 1854, + 20. Jan. 1931 (77).

Im Staat der silbernen Hochzeit, der Strauß in den Händen der Großmutter. Die Kleidung der damaligen Zeit, streng konservativ, aber doch als Schmuck immer noch das goldene Kreuz und die goldene Uhrkette. In der Ehe wurden sieben Kinder geboren, von denen auch zwei im Kindesalter starben. Das zweite Kind, Johann Hubert war der Vater der Maria. Großvater war auch Bäckermeister, Großmutter wie alle Frauen in dieser Zeit, Hausfrau. Sie erwarben an der Brandstraße ein Grundstück, bauten dort ein Haus und verlegten die vom Vater übernommene Bäckerei aus dem Vogelsang zur Brandstraße.



### **Das Haus im Vogelsang (Foto 1980)**

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts (1850 ?) ging das Haus im Vogelsang in den Besitz der Reinartz - Sippe über. Man erwarb das Haus von der Familie Lütgen, die dort noch zwei andere Häuser besaßen. Das Fachwerkhaus ist heute mit einer wetterfesten Bekleidung versehen. Hier wurden in der Ehe des Bäckermeisters und Gastwirtes Johann Peter neun Kinder geboren, von denen drei im Kleinkind Alter starben. Das sechste Kind, der mit Namen gleiche Johann Peter, war der Großvater der Maria.

Die Kirche hatte Generationen lang die Gottesfürchtigen Leute zur Frömmigkeit gedrillt. Man wußte eben nicht anders, ein Pastor war für die Dorfbewohner so etwas wie ein Gott. Aber ehrlich rechtschaffen und treu waren sie alle.

Ich bin im Hause meiner Großeltern väterlicherseits geboren. Es ist das Haus Nr.70 an der Brandstraße, oberhalb unseres Hauses Nr.62. Heute ist das Haus mit Ziegelsteinen umgebaut, aber früher war es ein Fachwerkhaus. Die Balken waren dunkelbraun gestrichen und die Innenflächen weiß gekalkt. Hinter dem Hause war eine große Buchenhecke und vor dem Hause stand ein mächtiger Kastanienbaum. Links daneben, etwa wo der heutige Eingang zur Backstube ist, war eine wunderschöne Laube aus Weißdorn, mit Tisch und zwei Bänken ausgestattet. Rechts vor dem Hause war eine, etwa fünf bis sechs Meter lange, hohe und dichte Ilexhecke. Sie diente als Blickfang, denn dahinter war das Holz (Fagge) für den Backofen gestapelt. Die wunderschöne Umgebung des Großelternhauses war für uns Kinder ein Paradies, und es bleibt für mich eine unvergeßliche Erinnerung.

Im Hause selbst war erst mal eine große Diele mit einem offenen Kamin. Der Boden war mit hellbraunen Fliesen belegt. Die Diele diente auch als Küche, hier wurde gekocht, die Milch in der dort stehenden Zentrifuge entrahmt und Butter und Käse gemacht. Der nächste Raum geradeaus war die „Stoof“, dort wurde gegessen und andere Hausarbeiten verrichtet. Da dieses Zimmer nicht weit von der Backstube lag, war es gleichzeitig der Vorratsraum für das Mehl. Eine große Ecke war immer mit Mehlsäcken angefüllt. Kinderzimmer, im heutigen Sinne, gab es keine. Es gab nur einen Raum mit einer Schlafstelle, und in den Schlafzimmern der Großen hatten wir Kinder nichts verloren. Am besten erinnere ich mich noch an die langen Gebete vor und nach dem Essen. Jeder saß dabei auf den Knien, und der Holzfußboden war nicht gerade glatt, besonders beschwerlich für zarte Kinderknie. Im Monat Oktober

wurde sogar an jedem Abend ein ganzer Rosenkranz gebetet, dazu aber auch das Tisch- und Abendgebet.

So waren das Haus und die Umgebung des Hauses für mich ein lieb gewonnenes Kindheits-Erlebnis; weniger die Großeltern selbst, sie waren zu strenge Leute. Wir Kinder hatten zwar großen Respekt vor ihnen, aber ein herzliches Verhältnis gab es nicht. Obwohl sie ja im Dorf zu den besser gestellten Familien gehörten, waren sie doch recht sparsam und sogar geizig, besonders innerhalb ihrer Familie. Wir Kinder durften noch nicht mal, ohne Erlaubnis, eine Frucht aus dem Garten essen. Als dann 1914 der erste Weltkrieg ausbrach, sollten die Leute die so genannte Kriegsanleihe zeichnen. Der Kaiser rief und die Untertanen gehorchten. Auch meine Großeltern spendeten neben Geld auch Gold- und Silberschmuck. Zwar versprach das damalige Kaiserreich die Rückgabe des Schmuckwertes und des Geldes mit Zinsen und Zinseszinsen, aber nach dem Ende des Krieges kam die Inflation und das sauer ersparte Geld und die Werte waren weg. Die Leute hatten das Geld aber gerne gegeben, denn jeder liebte sein Vaterland über alles. In jeder Wohnung hing zu der Zeit ein Bild des Kaisers. Da es aber für die Bürger weder Radio noch Zeitung gab, und so kaum einer wußte, was in der Welt geschah, hatten sie auch keine Ahnung von dem Prasserleben der Kaiser und Könige und ihrer Gesellschaft. Bezeichnend ist nun doch, daß meine Großeltern trotz ihres in der Familie bekannten Geizes sehr viel Geld gespendet hatten. Denn in der Zeit nach 1930, also noch in der Weimarer Republik, gab es eine Aufwertung der Kriegsanleihen. Ich konnte nicht erfahren, mit wieviel Prozent die Anleihe zurückgezahlt wurde, doch mehr als 10 % waren es sicher nicht. Die Großeltern erhielten aber doch eine Summe zwischen Zwei- und Dreitausend Reichsmark zurück. Da die Großeltern schon alt waren, verteilten sie das Geld an ihre vier noch lebenden Kinder. Ida Maria war am 13. Januar 1931 im Alter von 44 Jahren gestorben. Es waren

insgesamt 600,- Reichsmark, die meine Eltern bekamen. Meine Mutter brachte dann dieses Geld für mich und meine beiden Schwestern zur Sparkasse, und somit erhielten wir unser erstes Sparbuch.

So hatten die Großeltern im Alter auch ihr Land zu gleichen Teilen an ihre vier noch lebenden Kinder verteilt. Das Haus hatte Onkel Alois, der von Beruf Bäcker war, ohne jeglichen Vertrag überschrieben bekommen. Die alten Leute waren guten Glaubens, der Längstlebende, sowie die behinderte Tochter Ida Maria könnten bis zum Tode dort leben. Diese hatte sich ihren Lebensunterhalt mit Näharbeiten verdient. Durch Gottes Fügung war diese aber vier Tage vor dem Tode der Großmutter gestorben. Es hieß, sie hätte zu Lebzeiten viele Gebete für dieses Schicksal ihrer Tochter gesprochen. Großmutter starb im Alter von 77 Jahren am 20. Januar 1931. Dem allein gebliebenen Großvater ging es nun dank seiner Schwiegertochter nicht gut. Nach noch keinem Jahr mußte er wegen Unverträglichkeit im Zusammenleben aus dem Hause und wurde von seiner kinderlosen Tochter Anna, die damals noch in Aachen wohnte, aufgenommen. Aber einen alten Baum kann man nicht verpflanzen. Nach drei Monaten wurde er schwermütig und zeitweise geistig verwirrt. Er konnte deswegen von seiner Tochter nicht mehr optimal versorgt werden. Er wollte immer wieder nach Hause, ging aus dem Hause und irrte planlos durch die Stadt, so daß er gesucht werden mußte. Sicher hatte auch die herzlose Behandlung zu Hause in Roetgen mit dazu beigetragen. Großvater hatte immer nur seine Mundart gesprochen, aber seit seiner geistigen Behinderung sprach er nun nur noch Hochdeutsch. Auch wenn er zeitweise bei klarem Verstand war, brauchte er seine plattdeutsche Mundart nicht mehr. So mußte er dann als Pflegefall zu den geistlichen Brüdern in das Alexianerkloster in Aachen eingewiesen werden. Die Pflegekosten mußten die vier Kinder tragen. Aber auch von dort wollte er immer nach Hause. Wegen seiner Widerspenstigkeit wurde er dann schlecht

behandelt und sogar geschlagen. Bei einem Besuch hatte ihn mein Vater Hubert dort einmal angetroffen mit Gesicht und Hände voller Striemen. Auf die Frage nach der Ursache des Übels sagte Großvater dazu: „Was ich hier gelitten habe hat Jesus am Kreuz nicht gelitten“. Darauf holte ihn mein Vater nach Roetgen zu den Schwestern ins Kloster, die ihn dort gut behandelten und kaum Schwierigkeiten mit ihm hatten. Hier kosteten die Pflegekosten damals 100.- DM im Monat. Er lebte dann dort noch einige zufriedene Jahre und starb am 13. August 1934 im Alter von 82 Jahren.

Etwa um das Jahr 1930 übernahm mein Onkel Alois das Haus meiner Großeltern. Er baute eine neue Backstube mit einem modernen Backofen, kaufte neuen Handwerksgeräte und eröffnete einen Lebensmittelladen. Um 1955 übernahm dann wiederum dessen Sohn Kurt den Betrieb. Für seinen Sohn Franz kaufte Onkel Alois um diese Zeit das Haus Bongard an der Kirche und eröffnete dort dann eine Gaststätte und Lebensmittelladen. Onkel Alois starb dann unerwartet am 2. November 1960 im Alter von 63 Jahren. 1973 erweiterte Sohn Franz dann an der Hauptstraße seinen Lebensmittelladen zu einem großen Superladen. 1979 baute dann mein Vetter Kurt Reinartz am Großelternhaus wieder einen neuen Backofen und erweiterte mit der alten Backstube seinen Frischmarktladen.“



**Das Haus der Großeltern an der Brandstraße (Foto 1936)**

Es wurde in den Jahren von 1887 bis 1889 von Johann Peter Reinartz, dem Sohn von Johann Peter Reinartz (Namensgleichheit) und der Katharina Gertrud Stollewerk, an der Brandstraße erbaut. Das Foto zeigt Großvaters jüngsten Sohn den Franz Alois Reinartz, der auch wieder die Bäckerei übernommen hatte, mit seiner Ehefrau Maria Christine Knott.





**Die Großeltern mütterlicherseits aus der Kalfstraße (Foto 1892)**

Peter Josef Johnen, \* am 26. November 1836, + am 29. Mai 1895 (59)

Eva Helene Giesen, \* am 9. Juli 1840 + am 9. Sept. 1913 (73)

°° am 17. Mai 1867 in Roetgen

Nette und freundliche Leute in der Festbekleidung der damaligen Zeit, auch hier fehlten nicht das goldene Kreuz und die goldene Uhrkette. Das Foto ist sehr wahrscheinlich aus Anlaß der silbernen Hochzeit gemacht worden. Der Beruf ist in den Urkunden mit Ackerer und Ackerin angegeben. Doch, wie bei den meisten Familien in dieser Zeit, stand in der Wohnstube auch ein Handwebstuhl. In der Ehe wurden acht Kinder geboren, das jüngste Kind, die **Maria Josefine**, ist im Alter von sieben Jahren auf dem Bild zu sehen. Das die Sippe aus der Kalfstraße aufgeschlossene und fröhliche Menschen waren, besagt ein Spruch aus dem Roetgener Volksmund: „Der Wind von Johnen und Giesen sei hoch gelobt und gepriesen“

## **Die Großeltern (mütterlicherseits) aus der Kalfstraße, wie sie waren.**

„Mein Großvater war der Peter Josef Johnen, geboren am 26. November 1836 in Roetgen, Sohn von Johann Josef Johnen und der Agnes Maria Plum. Meine Großmutter war die Eva Helene Giesen, geboren am 9. Juli 1840 in Roetgen, Tochter von Johann Peter Giesen und der Katharina Huppertz. Sie traten am 17. Mai 1867 in den Stand der Ehe. Aus dieser Verbindung gingen acht Kinder hervor, es waren fünf Söhne und drei Töchter. Meine Mutter war die Jüngste der Kinder und am 11. März 1885 geboren. Der Beruf der Großeltern ist im Standesamtsregister mit Ackerer und Ackerin angegeben. Doch als später, im Laufe des 19. Jahrhunderts, die Handweberei nach Roetgen kam, hatten sie auch einen Handwebstuhl in der Stube stehen und verdienten damit einen kärglichen Lohn. Man löste sich bei der Arbeit ab, der Webstuhl durfte kaum stillstehen, sonst war der Verdienst zu gering. Als der Vater krank wurde und später nicht mehr da war, haben die schulpflichtigen Kinder der Mutter beim Weben geholfen. Großvater war am 29. Mai 1895 im Alter von 59 Jahren gestorben. Es war für Großmutter wohl nicht so einfach, alleine acht Kinder zu ernähren, obwohl die älteren Kinder anfangen, mit Geld zu verdienen. Beim Tode des Vaters war Tante Maria als Älteste 27 Jahre, und Mutter Josefine als jüngste der Kinder gerade zehn Jahre alt.

Die beiden Schwestern Tante Maria und Tante Regina waren Weberinnen und auch Onkel Laurenz war Weber, jetzt an den mechanischen Webstühlen. Dagegen hatten Onkel Josef, Onkel August und Onkel Johann eine Arbeitsstelle bei der Reichsbahn. Mein Pate, Onkel Peter war Schuhmacher, er hatte seine Schusterwerkstatt im Hause. Er war ein fröhlicher Mensch, in seiner Werkstatt sang er stundenlang bei seiner Arbeit. Sehr oft versammelten sich abends seine Vettern und die Nachbarsjungen in seiner Werkstube, und es wurde erzählt, gelacht und gesungen. Er war auch

Küster in unserer Kirche, spielte die Orgel und sang die Messe. Er war bei der Bevölkerung sehr beliebt. Leider bekam er mit 52 Jahren einen Schlaganfall und saß fünf Jahre lang in einem Sessel auf der ersten Etage. Er war arbeitsunfähig und konnte nur aus einem kleinen Fenster auf Straße und Wiese sehen. Sein Haus steht heute noch auf Petergensfeld an der Straße nach Raeren. Der Verkehr war damals gering, außer ein paar Kühen sah er nichts, der Mann tut mir heute noch leid. Rollstühle oder Hilfe für Behinderte, davon sah und hörte man damals noch nichts. Man kam nicht mal auf den Gedanken, solchen Leuten das Leben zu erleichtern. Er wurde zwar gut versorgt, aber es galt nur die körperliche Pflege. Seine Kinder und Verwandten besuchten ihn, aber wie lang ist so ein Tag. Er wurde dann erlöst von seiner Krankheit und starb am 21. September 1927 im Alter von 57 Jahren.

Im Gegensatz zur Familie meines Vaters, waren die Familienmitglieder meiner Mutter, Johnen und Giesen, alle sehr humorvolle Menschen. Besonders die Oma Helene geb. Giesen soll sehr lustig gewesen sein, aber der Opa Peter Josef sieht auf dem Bild nicht gerade griesgrämig aus. Dieser Humor hat sich dann auch auf ihre Kinder und Enkelkinder nach allen Seiten vererbt. Eine Schwester meiner Großmutter war die Mutter unserer Nachbarin Josefine Claßen. Auch trotz einer schwierigen Ehe mit einem arbeitsscheuen Mann und sieben Kindern verlor sie ihren Humor nicht. Ihre Enkelkinder, an erster Stelle Franz Josef, Sohn der Maria Claßen und einige der sechs Söhne der Kordula Claßen haben diesen Ideenreichtum an Humor geerbt. Meine Mutter war auch sehr lustig, immer wieder brachte sie uns Kinder zum Lachen. Sie hatte natürlich auch Sorgen, und war jahrelang herzkrank, aber ihren Humor verlor sie auch während ihrer langjährigen Krankheit nicht.



**Anna Regina Johnen mit ihrem Mann Peter Josef Schmitz, Lokführer (Foto 1925)**

Sie war die drittgeborene Tochter von Peter Josef Johnen, eine Schwester von Marias Mutter Josefine. In ihrer Familie wurden neun Kinder geboren, °° am 20. November 1896. Sie war das Ebenbild ihrer Mutter Eva Helene Giesen, sie wurde aber auch nur 58 Jahre alt, \* am 29. April 1872 in Roetgen, + am 3. September 1930 in Minden.

Von uns Kindern war meine Schwester Clara nach ihrer Art geschlagen, sie hatte die tollsten Einfälle. Wie oft konnten wir beim Mittagessen vor lauter Lachen nicht weiter essen. Egal wo wir waren, sie war immer der Mittelpunkt wegen ihrer heiteren Laune. Sie war bei jedermann beliebt, und als sie mit 22 Jahren an einer tückischen Krankheit (TB) starb, wurde sie an einem Sonntag beerdigt und hunderte Menschen nahmen an ihrer Beerdigung teil. Man sagte: „Da war ganz Roetgen bei“.

Nun wieder zurück zu den Großeltern. Das lustige Gesicht von Großvater auf der Fotografie täuscht nicht, er war ganz sicher eine Frohnatur. Ich habe noch einige Vettern väterlicherseits von meiner Mutter gekannt. Wir Kinder freuten uns schon vorher darauf, wenn Josef Johnen von der Bundesstraße, genannt der Kohlenjohnen,

im Herbst kam und Heizmaterial für den Winter brachte. Das Redegeplänkel zwischen ihm und meiner Mutter amüsierte uns auf das Köstlichste. Dann die Anekdoten von Hubert Johnen, genannt Tabakjohnen, erzählt man sich unter den älteren Leuten von Roetgen noch heute. Im Ganzen könnte man sagen, heute ist der Verkehr im Zusammenleben der Menschen ernster geworden. Ich bin davon überzeugt, die Hauptschuld trägt in erster Linie das Fernsehen, vom Abendbrottisch an den Apparat. Wahrscheinlich wird dann höchstens noch über die Wahl des Programms gestritten als einzige Kommunikation. Wo bleibt da noch Zeit für ein Spiel oder amüsanter Gespräch, wie das in unserer Kindheit und Jugend noch war. Der Krieg verdarb uns zwar die gute Laune aber es gab noch kein Fernsehen.

Sicher, nach einem mühevollen Anfang nach dem Kriege, haben wir es heute zu einem Wohlstand gebracht. Aber statt wie früher, zehn- bis vierzehnständige Arbeit am Tage, arbeiten die Menschen heute nur noch acht Stunden und haben doch keine Zeit für ein fröhliches Miteinander. Früher gab es im Dorf, im Verlaufe des Jahres, vier bis sechsmal auf den Sälen einen Ball. Die einzelnen Vereine hielten diese Tanzveranstaltung ab. Heute gibt es für die jungen Leute dieses Vergnügen jede Woche. Aber dann bei einem Musikgetöse von dem man sagt, daß es akuten Hörschaden

verursache. Die Frage ist, wie kann dann eine Fröhlichkeit aufkommen, wie wir sie und unsere Eltern sie erlebt haben? Ich glaube trotz des modernen Zeitgeistes, ja gerade wegen dieser modernen Unkultur, wird sie nicht erlebt. Aber die Menschen erleben immer die Zeit, die sie verdient haben. Am Ende kann man sagen, trotz der Sorgen um den großen Haushalt und gewiß mancher materieller Not, gab es früher kaum nervenranke und gestreßte Menschen.“



#### **Das Haus der Großeltern an der Kalfstraße (Foto 1926)**

Hier wurde in angemessener Zeit nach der Eheschließung am 8. April 1868 die Maria Katharina als erstes Kind der jungen Familie geboren. Damit wurde dokumentiert, daß die Familie zu dieser Zeit in diesem Hause gewohnt hat. Das Haus ist aber erst später in Familienbesitz übergegangen. Es ist eins der üblichen Eifelhäuser aus Fachwerk mit dem tief herunter gezogenen Dach zur Wetterseite. Zur Zeit der Fotoaufnahme war das Fachwerk schon, zum Schutz gegen die Witterung, mit einer Holzbekleidung versehen. Vor der Haustür steht das Butterfaß und an der Hausecke das Regenfaß. Im mittleren Fenster der Hausfront ist eine (2?) Bewohnerin mit dem Haushund zu sehen.



## **Meine Eltern, Hubert und Josefine, und einige Erinnerungen aus dieser Zeit.**

„Mein Vater war Johann Hubert Reinartz, geboren am 21. September 1885 im Vogelsang. Meine Mutter war Josefine Maria Johnen, geboren am 11. März 1885 in der Kalfstraße, also beide Roetgener. Sie heirateten am 22. Oktober 1912. Mein Vater war Schreiner von Beruf und arbeitete als junger Mann in Aachen. Nach der Geburt seines ersten Kindes, seiner Tochter Viktoria, bekam er eine Arbeitsstelle beim Schreinermeister Josef Vossel im Rommelweg. Wir wohnten dann auch bei diesen Leuten, bis wir, am 9. Oktober 1921, hier in unser Hause einzogen. Ab 1920 hatte er aber schon eine Arbeitsstelle in der Schreinerei des Wasserwerks in Roetgen angenommen.

Meine Mutter war eine geborene Johnen, ihr Elternhaus lag in der Kalfstraße. Es war das erste Haus an der rechten Seite über der Bahnlinie, heute (1973) das Haus Pfenning's. Sie war das jüngste von acht Kindern. Sie hatte keinen Beruf, sondern lebte bis zur Heirat mit der alten Mutter zusammen. Sie hatten ein paar Kühe, und meine Mutter bügelte für Verwandte und Bekannte die gestärkten Kragen, Manschetten und Vorhemden der Männer. „Vorhemdchen“ waren ovale weiße Bruststücke aus Leinen, manchmal mit vielen weißen Falten verziert. Gestärkt und schön gebügelt, nach vorne getragen, aber im Nacken befestigt, dienten sie als Hemdersatz. Mein Vater hatte auch farbige und gestreifte Vorhemden. Mußte er irgendwo hin, wurde nicht etwa ein sauberes Hemd angezogen, weil man nicht so viele Hemden hatte, wurde sich mit dem Vorhemd geholfen.

Die erste Wohnung meiner Eltern war im Hause von Eugen Vogel. Es lag an der Hauptstraße, an der rechten Seite, etwa hundert Meter vor der heutigen Bundesstraße. Später, wie schon erwähnt, wohnten wir bei Familie Josef Vossel im Rommelweg. In dieser Straße habe ich bis zu meinem siebten Lebensjahr gelebt. Ich meine

heute noch, dies waren die schönsten Jahre meiner Kindheit. Erstens waren das nette Nachbarn, die alle in bester Freundschaft miteinander verkehrten, und zweitens gab es dort viele Kinder. Die Häuser Vossel und Reinartz, die gleich nebeneinander lagen, die geräumig waren und außerdem viele Schuppen und Anbauten hatten, wo wir ungestört auf Entdeckungsreise gehen konnten. In den zwei Nachbarhäusern gab es zwanzig Kinder und dann die große Spielwiese mit dem schönen Grölisbach, woran wir bis zum Stockläger spielen durften.

Bevor ich am 2. November 1914 geboren wurde, mußte mein Vater in den 1. Weltkrieg ziehen. Meine Mutter ging für diese Zeit zu Vaters Eltern ins Haus an der Brandstraße, wo ich dann auch geboren wurde. Im Sommer 1915 wurde mein Vater in Frankreich schwer verwundet. Durch einen Granateinschlag wurde er verschüttet, wobei er ein Auge und ein Ohr verlor. Es war wie ein Wunder, daß man ihn noch rechtzeitig bergen konnte. Nach seiner Genesung kam er als nicht mehr kriegsverwendungsfähig nach Hause, und für ihn war damit der Krieg zu Ende. Wir wohnten dann wieder im Rommelweg. Als Vater in der ersten Zeit seiner Ehe noch in Aachen als Schreiner arbeitete, verdiente er 25 Mark in der Woche. Davon mußte neben Unterhalt für seine Familie auch die Miete und die Bahnfahrt bezahlt werden. Als er dann bei Josef Vossel schreinerte, wurde es besser. Die Fahrtkosten fielen weg, und er war täglich nicht mehr 13 Stunden von zu Hause weg. Aber die schlimme Zeit der Kriegsjahre begann. Bei der Versorgung der Bevölkerung gab es im 1. Weltkrieg noch viele Fehlorganisationen. Schon 1916 war die Hungersnot groß. Es gab keine Hilfsorganisationen wie heute in aller Welt. Doch am 9. August 1916 wurde meine Schwester Clara geboren.



**Johann Hubert Reinartz (21) (Foto 1906)**

\* am 21. September 1885 in Roetgen, Sohn von Johann Peter Reinartz und der Anna Maria Krings. Als Soldat diente er von 1906 bis 1907 beim Inf.- Regt.-Nr.25 in Aachen. Im ersten Weltkrieg wurde er schwer verwundet; er verlor ein Auge und das Gehör. Er war von Beruf Schreiner. Neben seinem Arbeitslohn bezog er eine lebenslange Kriegsrente. Seit den zwanziger Jahren hatte er eine Arbeitsstelle am Wasserwerk des Kreises Aachen, an der Dreilägerbachtalsperre in Roetgen. Er heiratete am 22. Oktober 1912 die gleichaltrige Maria Josefine Johnen aus der Kalfstraße.



**Maria Josefine Johnen (23) (Foto 1908)**

\* am 11. März 1885 in Roetgen, Tochter von Peter Josef Johnen und der Eva Helene Giesen. Josefine war die Jüngste von neun Kindern. Sie war ohne Beruf und lebte in ihrer Familie an der Kalfstraße. Mit 27 Jahren heiratete sie dann den auch 27-jährigen Hubert Reinartz aus der Brandstraße. Im Jahre 1912 verheiratet, und bald Mutter von drei Kindern, erlebte sie die leidvolle und entbehrungsreiche Zeit des ersten Weltkrieges. Maria, ihr zweites Kind, wurde in dieser Zeit im Hause ihrer Schwiegereltern geboren.

Vater arbeitete wieder, trotz seiner Behinderung an Auge und Gehör, in der Werkstatt im Hause bei Schreinermeister Josef Vossel.

Der Krieg ging zu Ende, und die Versorgungslage in den Grenzgebieten war besonders fragwürdig. Meine Mutter sprach noch lange von dem „Wilsonspeck“, dicken fetten Speck, den die Amerikaner nach dem Kriege als erste Hilfe schickten. Im Ganzen war das Leben meiner Eltern, besonders aus der heutigen Sicht, recht entbehrungsreich, darum aber um so reicher an Arbeit. Das Wort Urlaub war unbekannt. Am 22. Februar 1920 wurde von Mutter das vierte Mädchen geboren, das aber wegen der Hungersnot, durch die schlechte Versorgungslage im Kriege, nicht lebensfähig war. Inzwischen hatte Vater eine Arbeitsstelle als Schreiner beim Wasserwerk in Roetgen bekommen. Dort arbeitete er täglich zehn Stunden, und alle 14 Tage hatte er Sonntagsdienst im Filterhaus. Er fuhr mit dem Fahrrad zur Arbeit, als Beleuchtung hatte es eine Karbidlampe. Meine Eltern waren natürlich bestrebt, ein eigenes Haus zu haben. Trotz Warnungen von allen Seiten, wegen der florierenden Geldentwertung, begannen sie 1920 mit dem Bau unseres Hauses an der Brandstraße. Vaters Arbeitskollegen halfen ihm beim Kellerbau. Das Ausschachten von Keller und Brunnen wurden in Handarbeit gemacht. Beim Bau des Fachwerkhäuses war Vater ständig im Einsatz und konnte Treppen, Türen und Fenster selbst machen. Obschon die Haustür und manches Andere noch fehlte, zogen wir am 3. Oktober 1921 in unser neues Heim ein. Wir wohnten gerade neun Tage im neuen Hause, als am 9. Oktober 1921 mein Bruder Ludwig geboren wurde.

Der Flur im Haus war ein kleines Viereck, mit Treppe zum Obergeschoß. Gleich links war die Tür zur Küche und dahinter, auch zur Straße gelegen, ein weiteres Zimmer. Ich weiß nur, daß darin ein größeres Kinderbett stand, falls mal ein Kind krank wurde. Zur weiteren Ausstattung des Zimmers gehörten dann das bekannte Ver-

tiko und eine Pendelwanduhr, ein Hochzeitsgeschenk meiner Eltern. Oben im Hause waren zwei Schlafzimmer. Im rückwärtigen Teil des Hauses waren unten der Kuhstall und ein Arbeitsraum für Vater, und oben im Hause war alles Heustall. Das Baugrundstück war ein Geschenk von Vaters Eltern. Die Geldmittel lieh er sich von Tante Lena und Onkel Josef, die im Hause gegenüber an der Brandstraße wohnten. Tante Lena geb. Krings war eine Schwester von Vaters Mutter und kinderlos. Onkel Josef Lauscher, dem das heutige Haus Giesen gehörte, war Mitbegründer der Genossenschaftsweberei im Rommelweg. Er bekam jedes Jahr eine Rendite vom Betrieb, webte selbst, hatte ein paar Kühe im Stall und lebte mit seiner Frau recht spartanisch. In den Anfangsjahren der Inflation konnte noch mit dem Vorkriegsgeld bezahlt werden. So war bekannt, daß er auch andern baulustigen Leuten in dieser Zeit Geld geliehen hatte. Als er 1947 starb, fand man bei ihm in einer Blechdose eine Menge Geldscheine aus der Kaiserzeit im Werte von vielen tausend Mark, in 50 -, 100 -, 500 - und 1000,- Markscheinen. Mein Sohn Rolf heftete damals einige der Scheine an den Lichtmast vor unserm Haus, dort sind sie dann vom Winde verweht worden. Weiter war bekannt, daß er in einer selbstgestrickten Schafswollsocke eine Menge Gold- und Silbermünzen aus dieser Zeit vor dem 1. Kriege aufbewahrte. Diese wurden im 2. Kriege, während der Ardennenoffensive im Winter 1944, von einem amerikanischen Soldaten, der Bettücher zum Tarnen der Geschütze sammelte, gefunden und als Kriegsbeute mitgenommen.

Nun möchte ich noch vermerken, was meinem Vater der Bau unseres Hauses in den Jahren von 1920 bis 1921 gekostet hat. Es war eine Summe von 72 000,- Mark. Dieser Preis war aber schon durch die immer weiter fortschreitende Inflation bedingt. In damaligen normalen Zeiten, vor 1914 und nach der Inflation 1924, hätte ein solches Haus 8 000,- Mark oder später Reichsmark gekostet. Mein Vater hatte das

Geld von Onkel Josef und Karoline Krings aus der weiteren Verwandtschaft seiner Mutter geliehen. Onkel Josef war der Ehemann von Großmutter's Schwester, und Karoline auch eine entfernte Verwandte aus der Sippe der Großmutter. Sie war eine ledige Frau und führte das Lebensmittel- und Kurzwarengeschäft an der oberen Rosentalstraße in Nähe des Marktplatzes. Als mein Vater seine Schulden bezahlen wollte, verzichteten Beide, auch nach der Inflation, auf eine Zurückzahlung. Als Dank und kleiner Beitrag zimmerte Vater dem Onkel Josef ein Gartentörchen und eine Schubkarre, Karlinchen war mit dem erstaunten und aufrichtigen Dank der Familie zufrieden. So etwas gab es früher noch. So haben meine Eltern nie, Geldzinsen zu zahlen brauchen. Ein weiteres Beispiel aus dieser turbulenten Zeit: 1923 kauften wir eine Zentrifuge für die Milchenträhmung für 75 000.- Mark. Sie wurde viele Jahre in der kleinen Landwirtschaft gebraucht. 1970 haben wir diese an zwei Türken für 30.- DM verkauft. Sie steht sicher heute noch irgendwo in der Türkei. Zum Ende der Inflation wurde das Geld jeden Tag weniger Wert. Die Zahlen auf den Geldscheinen stiegen immer höher und höher. Die Löhne wurden wöchentlich zweimal ausgezahlt, so schnell zerfiel die Markwährung des Kaiserreiches. Wenn Vater mit der Lohntüte nach Hause kam, wurden gleich die neuen Geldscheine bestaunt. Auf den letzten Scheinen stand „1 Billion“. Sie waren von bräunlicher Färbung und etwas kleiner als die vorherigen Noten, sicher war schon das Papier knapp geworden. Woran ich mich noch weiter erinnern kann ist, daß nach der Inflation viele Leute mit gehorteten Waren an den Haustüren vorbeikamen, die Stoffe, Wäsche und sonstige Sachen verkaufen wollten. Dann die vielen Bettler, sie bekamen von Mutter 2 Pfennige, ein Butterbrot oder auch schon mal einen Teller Suppe. Dieser Strom der Bettler dauerte von den Nachkriegstagen bis zur Hitlerzeit.

Als Besitzer eines Anwesens mit einer kleinen Landwirtschaft war natürlich immer etwas zu tun. Vater ging zwar schon mal in eine Wirtschaft und trank ein Schnäpschen, aber nach der Arbeitszeit gab es zu Hause immer etwas zu tun. Das Brennholz wurde vom Förster gekauft und dann im Wald mit der Hand für die Abfuhr durch den Pferdefuhrmann zurecht gemacht. Zu Hause wurde dann alles Holz mit der Handsäge ofengerecht gesägt. Im Frühjahr mußten Kalk und Kunstdünger auf die Wiesen gestreut werden, der mit der Schubkarre oder Leiterwagen hingebacht worden war. Dann mußte der Kuhmist vom ganzen Winter auf die Pferdekarre geladen werden. Er wurde dann vom Fuhrmann zu den Wiesen gefahren und dort wieder abgeladen. Er wurde dann mit der Mistgabel auf Wiese oder Feld zerkleinert. Auch wurde zweimal im Jahr die Jauchegrube, abwechselnd mit dem Fuhrmann, mit der Hand leer gepumpt. Dabei war es Sitte, Pferd und Fuhrmann wurden bei solchen Arbeiten im Hause gepflegt. Meine Mutter mußte dann gut und reichlich kochen. Das Pferd bekam Heu und Wasser mit etwas Salz und Brot. Weiter mußte Vater auch im Frühjahr und Herbst den Garten umgraben, und die Zäune und Wiesentore mußten repariert werden. Für die Nachzucht mußten die Kühe am Strick zum Stier gebracht werden. Klappte es beim Ersten Mal nicht, mußte es zwei- oder dreimal wiederholt werden. Bei jungen starken Rindern war das sehr schwierig und recht gefährlich. Manche Leute hatten zu solchen Gelegenheiten so zahme und friedliche Tiere. Bei uns war das nie der Fall. Im Sommer mußten fünf bis sechs Morgen Gras mit der Hand gemäht werden, wenn das Wetter es zuließ, ab morgens vier Uhr und abends nach der Arbeit. Dabei half ihm meistens ein Bahnarbeiter, der in Schicht arbeitete und dadurch freie Stunden hatte. Das Heu auf und vom Wagen laden war seine Aufgabe. So war Vater auch nach Feierabend meistens voll beschäftigt.“



**Die Eltern, Hubert und Josefine im Alter von 45 Jahren (Foto 1930)**

Man hatte sich 1920/21 an der Brandstraße auf einem Grundstück der Familie ein Haus gebaut. Bis 1921 waren in der Ehe fünf Kinder geboren worden, von denen eine Tochter allerdings bei der Geburt gestorben war. Auf dem Foto sieht man, die Mode hatte an Strenge verloren, doch Goldkrenz und Uhrkette fehlen. Die Edelmetalle waren dem Kriege zum Opfer gefallen. Vater Hubert war noch immer am Wasserwerk als Betriebsschreiner beschäftigt, und Mutter Josefine versorgte als Hausfrau die kleine Landwirtschaft. Die Kinder wuchsen heran, die älteste Tochter Viktoria war schon 18 Jahre alt, und Sohn Ludwig zählte auch schon neun Jahre.



**Die Familie (Foto 1933)**

Am Maifeiertag am Südgiebel des Hauses, von links: Viktoria (21), Vater Hubert (48), Klara (17), Mutter Josefine (48), Ludwig (12), Maria (19).



#### **Luftaufnahme vom Hause 320 a an der Brandstraße (Foto 1957)**

Nach dem ersten Weltkrieg hatte Großvater Johann Peter sein Vermögen an seine Kinder aufgeteilt. Vater Hubert erbte vier Morgen vom Hausgrundstück. Hier begann er 1920 mit dem Bau seines Hauses. Bis 1921 wurde das Wohnhaus ohne Stallanbau fertiggestellt. 1926 wurde der Stall angebaut. Zu sehen sind die junge Windschutzhecke, der Hausgarten rechts und das Kartoffelfeld hinter dem Hause. Die Personen am Hause sind Maria und an der Einfahrt Hannelore Esser.



### **Das Haus Brandstraße 62 (Foto 1965)**

Auch Vater Hubert hatte schon zu Lebzeiten sein Vermögen an die Nachkommen aufgeteilt. Tochter Maria hatte Haus und Landwirtschaft übernommen. Sie hatte schon mit Umbauarbeiten im Hause begonnen. Am Südgiebel sind zwei neue Fenster zu sehen. Das untere Fenster gehörte zum umgebauten Wohnzimmer, und oben war der bisherige Heustall im Wohnhaus zu einem großen Zimmer umgebaut worden

## **Das Leben der Familie, mit der kleinen Landwirtschaft in den zwanziger Jahren.**

„Bei der kleinen Landwirtschaft war der Vater berufstätig, und die Mutter war die Hausfrau. Die Familie hatte vier lebende Kinder, wovon das Älteste 1921 acht Jahre alt war und das Jüngste gerade geboren war. Die Mutter hatte natürlich die Hauptlast der Familie zu tragen. Ihr Tagesablauf begann jeden Tag um 5.30 Uhr. Sie stand dann auf, machte das Feuer im Ofen an und ging in den Stall. Dort fegte sie den Mist unter den Kühen weg und molk die Milch. Wir hatten erst eine und dann zwei Kühe. Wir Kinder wurden 6.15 Uhr mit dem Vater geweckt, weil wir vor dem Schulunterricht täglich zur Kirche gingen. Im Winter besuchten wir aber nur dienstags und freitags die Schulmesse.

Hatten wir die Schlafzimmer verlassen und kamen in die Küche, hatte Mutter bereits die Milch durch die Zentrifuge gedreht (entrahmt) und war dabei das Frühstück zu richten. Vater bekam jeden Morgen eine Pfanne Bratkartoffeln mit Zwiebeln gebraten. Waren es schon mal eine größere Portion, so pickten wir uns auch schon mal einige aus der Pfanne heraus. Gebratenes wurde, wie immer und wie üblich, von der ganzen Familie aus der Pfanne gegessen. Zum Brot gab es ein Ei, Schinken und eigene von Mutter gemachte Marmelade. Auch gab es Scheiben fetten Specks der eine rosa Färbung hatte und wunderbar schmeckte. Die Schweine zogen wir selbst auf; sechs Wochen waren sie alt, wenn wir sie kauften. Sie wurden mit natürlichen Mitteln, die im Haushalt abfielen, gefüttert. Meistens waren sie nach sechs Monaten fett und wurden dann vom Hausmetzger geschlachtet. Wenn sie tot waren, wurden sie mit Stroh abgebrannt, damit die Borsten abgeschabt werden konnten. Dieses Abbrennen war der Grund, weshalb später das geräucherte Fleisch so gut schmeckte.

Wenn die Kinder dann zur Schule waren, wartete auf die Mutter eine Menge Arbeit. Erst mal das Spülen, besonders das Milch-

geschirr und die Zentrifuge mit besonderer Sorgfalt. Dann mußten die Schlafzimmer und die Wohnung in Ordnung gebracht werden und die Vorbereitungen für das Mittagessen wurden gemacht. Die Wohnung mit den Holzböden mußte jeden Tag geputzt werden. Es gab noch keine sauber geteerten Straßen; sie hatten noch eine sandgebundene Decke. In der Umgebung und der Einfahrt des Hauses war Gras und zertretene Erde, so daß noch viel Schmutz ins Haus getragen wurde.

Dann die Wäsche für den Sechspersonenhaushalt. Meistens trug man die ganze Woche ein und dieselbe Kleidung, wodurch die Sachen natürlich sehr verschmutzt waren. Das Waschen machte dann große Mühe. Samstagabends wurde die weiße Wäsche in einer großen Zinkwanne mit Soda eingeweicht, damit der Schmutz sich löste. Sonst diente die Wanne für die Familie als Badewanne. Sonntagnachmittags wurde dann diese Wäsche in einen Fünfzigliterkessel gekocht. Er blieb auf dem Herd stehen, bis dann am Montag das Waschen begann. Es war eine harte Arbeit auf dem Waschbrett in der großen Wanne. Weiße und bunte Wäsche wurde zweimal, erst in der Kochlauge und dann noch mal in frischer Lauge gewaschen. Es wurde viel schwarze Seife gebraucht. Die meiste und anstrengendste Arbeit war das viele Auswringen der Wäsche mit der Hand, und das viele Wasserpumpen sowie das Hin- und Herschleppen des Wassers in Eimern; denn die Pumpe stand an der Stalltür, und die Waschküche war unser heutiges Wohnzimmer. Wenn die Wäsche dann, je nach Jahreszeit und Wetterlage, Draußen oder auf dem Speicher zum Trocknen aufgehängt war, mußte die ganze Wohnung geputzt werden.



**Kath. Volksschule Roetgen 4. und 5. Schuljahr, Lehrer Mathias Hamacher (Foto 1924)**

<b>1. Reihe</b>	<b>v. links:</b>	<b>2. Reihe</b>	<b>v. links:</b>	<b>3. Reihe</b>	<b>v. links:</b>
Gregor	Johnen	Peter	Offermann	Karl	Plum
Martha	Reinartz	Heinrich	Vaaßen	Ewald	Königs
Willi	Hoß	Alois	Krott	Josef	Schmitz
Clara	Gerards	Laurenz	Cosler	Peter	Krott
Kurt	Stollewerk	Walter	Wilden	Fine	Schartmann
Martha	Vossel	Josef	Cosler	Otto	Reinartz
Waldemar	Fischer	Walter	Cremer	Martha	Kreitz
Siegfried	Klubert	Walter	Johnen (L)	Wilhelmine	Kreitz
Josef	Klubert	Willi	Peters	Maria	Reinartz (B)
Adele	Mathee	Edmund	Cosler	Lilli	Braun
Maria	Reinartz (H)	Maria	Titz	Helene	Schreiber
Odilia	Plum	Anna	Zimmermann	Anna	Kraus
Heinrich	Moosmayer	Frieda	Vossel	Anna	Tings
Hugo	Reinartz	Paula	Krott	Katharina	Cosler
Martha	Wolter	Gertrud	Krott	Gertrud	Peters
Johann	Dobbelstein	Gerda	Wolter	<b>0. Reihe v. links:</b>	
Ferdi	Franken	Hedwig	Hilgers	Willi	Hütten
Clemenz	Klubert	Willi	Breuer	Josef	Taubach
Anna	Krott	Wilhelm.	Stollewerk	Hubert	Titz
Oswald	Stollewerk	Walter	Johnen (K)	Maria	Schartmann
Willi	Schmitz	Willi	Stollewerk	Hedwig	Matheis
Laurenz	Förster		<b>Der Lehrer</b>	<b>Mathias</b>	<b>Hamacher</b>
Albert	Prick			Luise	Theißen
				Maria	Barth
				Agnes	Giesen.
<b>Es fehlten:</b>					
Franz	Stollewerk				
Arthur	Linzenich	Lidwina	Krott		
Johanna	Reinartz	Frieda	Plum		
Friedrich	Schartmann	Heinrich	Reinartz		

Eine Heizung gab es in dieser Zeit in keinem Haus des Dorfes. So mußte nun den ganzen Tag der Herd in der Küche bedient werden. Wir machte im Sommer fürs Kochen meist Feuer mit Holz und Reisig. Im Winter heizten wir mit Brikett und Kohle. Dazu hatten wir draußen am Südgiebel noch eine Ecke mit Kohleschlamm. Das war so eine fettige Masse, mit der die glühende Kohle abgedeckt wurde, damit man mit dem Feuer einige Stunden Ruhe hatte. Wie oft ist wohl meine Mutter durch den Stall in den Schuppen gelaufen, um Brennmaterial zu holen? Der Winter war für sie wohl die ruhigste Zeit, dann strickte sie uns lange schwarze Strümpfe und Socken für den Vater. Im Frühjahr wurde immer vom Keller bis zum Speicher Hausputz gehalten, und die Gartenarbeit begann. Der Garten wurde bearbeitet, und alles, was man in der Küche brauchte, wurde gesät, um geerntet zu werden. Im Frühsommer war die Heuzeit; sie war auch eine arbeitsreiche Zeit. Nach dem Mittagessen machte Mutter eine Menge Butterbrote und ging mit uns Kindern in die obere Wilhelmstraße, um auf einer zwei Morgen großen Wiese das gemähte Gras zu Heu zu machen. Vater hatte das Gras morgens vor der Arbeit und abends nach dem Feierabend gemäht. War das Wetter gut, schafften wir es in einer Woche. Kam aber ein Regenguß oder ein Gewitter, war viele Arbeit vergebens, und es kostete zusätzliche Mühe.

Auf der Wiese an der Bahn haben wir auch noch viele Jahre die Kartoffeln gesetzt. Sie wurden zwar mit dem Fuhrmann und Vater in die Erde gebracht, aber das Feld mußte von uns vom Unkraut freigehalten, und die Pflanzen mit Erde angehüfelt werden. Im Herbst wurden sie dann mit der Kartoffelhacke ausgemacht und geerntet. Da ging dann wieder die ganze Familie zum Feld und war von nach der Schulzeit bis abends beschäftigt. Die Kartoffeln wurden in Säcke gefüllt und mit dem Leiterwagen nach Hause gebracht. Mit 12 Jahren habe ich schon bei dieser Arbeit geholfen. Die Kartoffeln wurden

aber nicht gleich in den Keller gebracht. Sie wurden draußen ausgebreitet, um getrocknet zu werden. Die angefaulten wurden entfernt, und die beschädigten und kleinen Kartoffeln aussortiert, die dann später mit Gemüseabfall und Kartoffelschalen für den Schweinebrei dienten. In einem großen schwarzen, eisernen Kessel wurde alle zwei Tage so ein Schweinebrei gekocht. Das roch, ja es stank durch das ganze Haus. Meine Mutter hätte sich viel Arbeit sparen können; denn später habe ich erfahren, daß die Schweine ebenso gerne rohes Zeug fraßen. Im November wurde dann das fette Schwein meistens geschlachtet.

Es war dann etwas weniger Arbeit, aber die Kühe im Stall mußten saubergehalten werden. Mit etwa 20 Hühnern, die auch im Stall herum liefen, schissen sie natürlich den ganzen Tag. Besonders wegen der Kuheuter, die ja zweimal täglich gemolken wurden, mußte man da schon für Sauberkeit sorgen. Die ersten sechs Wochen nach dem Kalben wurde sogar dreimal gemolken. Wir hatten mal eine Kuh, die gab drei volle Eimer Milch am Tage. Das Kraftfutter, welches heute an die Tiere verfüttert wird, gab es noch nicht. Dafür hätten wir auch kaum Geld gehabt, und trotzdem hatten wir dieses Wundertier. Jeden Tag bekamen die Kühe zwar ein tellergroßes Stück Kokoskuchen, aber das war doch recht wenig für einen so großen Kuhmagen. Die kleinen Kälbchen waren immer das Schönste im ganzen Stall. Doch das Heu vom Heuboden holen, und das Wasser zum Viehtränken pumpen und schleppen war weniger schön. Die Kühe hatten übrigens ein genaues Zeitgefühl. Um die Futterzeit um Punkt 16.00 Uhr, und um die Melkzeit Punkt 18.00 Uhr, machten sie sich mit Brummen bemerkbar. Wir hatten auch mal ein extra „intelligentes“ Tier; sie löste sich mindestens zweimal in der Woche die Kette vom Hals. Wie sie das machte, haben wir nie feststellen können. Nur Mutter kannte es am Geräusch. Sie sagte dann: „Paßt auf, jetzt fällt die Kette“. Das Schloß der Kuhkette war ein Ring mit ei-

nem Knebel, der fast fünf Zentimeter länger wie der Ring breit war. Uns bereitete es Schwierigkeiten, eine solche Kette zu öffnen. Wenn dann so etwas Seltsames in den abgelegenen Dörfern der Eifel geschah, wie ein Vorfall in Steckenborn bekannt geworden war, hieß es gleich, der Stall ist verhext. Trotz der ungewöhnlichen Kunst unserer Kuh, glaubten wir natürlich nicht an eine Hexerei.

Wir Kinder wurden schon zeitig zur Mitarbeit in Haushalt und Landwirtschaft heran gezogen. Dies war besonders bei mir der Fall, weil ich die Kräftigste war. Das nützten sogar meine Großmutter Maria und

meine Großtante Helene aus. Letztere gab mir dann, wenn ich ihr geholfen hatte im Sommer das Heu auf ihren kleinen winkligen Heustall zu verstauen, ein paar alte Heiligenbildchen aus ihrem Gebetbuch. War ihr eine Arbeit zu schwer, holte sie mich, oder in den Ferien trugen wir Kinder ihrem Mann, dem Onkel Josef, das Essen in die Fabrik im Rommelweg. Obwohl sie nicht zu knapp betucht war, keinen Pfennig gab sie uns je dafür. Später haben ihnen dann die Amis die wertvollen Münzen geklaut, und das viele Papiergeld flatterte über die Straßen.“

## **Nach den turbulenten zwanziger Jahren, eine verhängnisvolle Zeit gut überstanden.**

„Die zwanziger Jahre waren wirklich eine schlimme Zeit. Es gab Millionen Arbeitslose; viele Familien waren bettelarm. Das Herumsitzen, ohne arbeiten zu können, brachte manche Männer zur Verzweiflung, und dadurch gab es in den Familien Unfrieden. Von 1930 bis 1933 war ich im Konsum bei Josef Krott an der Hauptstraße tätig. Die Arbeitslosen mußten sich zweimal in der Woche beim Arbeitsamt in der Gaststätte Paul Vossel melden. Da der Konsum nicht weit davon entfernt war, und das Geschäft volkstümliche Preise hatte, kamen die Leute dort einkaufen. Der Laden war dann pickevoll von arbeitslosen Männern. Frauen waren damals kaum berufstätig. Es wurde natürlich gescherzt und gelacht, aber auch ihre Misere besprochen. Zigaretten wurden halbiert geraucht. Wie oft habe ich gehört: „Hast Du keine Zigarette für mich“. Für uns in der Familie war die Zeit ja nicht so schlimm. Vater war beim Kreiswasserwerk beschäftigt und nie arbeitslos und bekam wegen seiner schweren Kriegsverwundung noch eine Kriegsrente. Aber dazu ein gegensätzliches Beispiel aus dem Bekanntenkreis: eine Arbeiterfamilie mit drei Kindern, also fünf Personen, mußte von zwölf Reichsmark Arbeitslosengeld in der Woche leben. Wenn man auch damals für eine Mark dreißig Heringe bekam, so kostete doch ein Ei im Winter 25 Pfennige. Damals hatte man das „Zwangseierlegen“ noch nicht erfunden. Da lebten die Hühner noch glücklich in Gottes freier Natur, und im Winter bei Schnee und Eis liefen sie im Kuhstall herum. Hier schissen sie, zu meinem größten Ärger, wo sie nur konnten. Wir freuten uns zwar im Frühjahr auf das erste gelegte Ei, aber Ende der sechziger Jahre war ich das Ganze leid und habe alle den Tieren den Kopf abgeschlagen, um sie im Suppentopf zu verwerten. Mein Schwiegersohn, der damals noch im Hause wohnte, sagte zwar, ich sei eine „Mörde-

rin“, aber ich hatte wieder einen sauberen Stall.

Nun wieder zurück zur Zeit um 1930. Die übergroße Zahl der Arbeitslosen und die immer größer werdende Not der vielen Menschen bereitete natürlich den Boden vor, um Hitlers „Saat“ aufgehen zu lassen. Schon vor der Machtübernahme am 30. Januar 1933 wurden wir täglich mit Propagandamaterial aller Parteien überhäuft. Aber die Argumente der Nationalsozialisten gegen die Große Not waren für die vielen Arbeitslosen überzeugender. Nach dem Wahlsieg wurde dann die Propaganda von den „Nazis“ erst richtig in Szene gesetzt und so geschickt arrangiert, bis auch die große Masse vom Fanatismus angesteckt wurde. Dazu kam dann noch, daß sich tatsächlich die wirtschaftliche Lage durch dirigierte Arbeitsbeschaffung für die meisten rapide besserte. Auch gab es zum ersten Mal Kindergeld vom Staat. Arbeitsdienst und Pflichtjahre für junge Leute beiderlei Geschlechts wurden eingeführt. Mit nationalen Parolen wie „Alle für Einen, Einer für Alle“ wurde die Wirtschaft auch mit staatlichen Zuwendungen angekurbelt, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Autobahnen wurden gebaut, und eine Aufrüstung ungewöhnlichen Ausmaßes wurde betrieben. Viele junge Leute gingen in die SA. Braune Uniformen, Stiefel und manchmal Gewehre umhängend, marschierten sie durch die Straßen. Die meisten Leute auf dem Dorf fanden das zwar blöd und zum Kotzen, aber man gewöhnte sich bald an die neue Zeit. Von der Schule aus wurde dann die Hitlerjugend organisiert. Die uniformierten Gruppen der Jungen, HJ, Jungvolk und Pimpfe genannt, und die in Tracht marschierenden Mädchen war der Bund Deutscher Mädels (BDM). Direkte Pflicht war es nicht dabei zu sein, aber es wurde in der neuen Gesellschaft gerne gesehen. Wenn der Vater in der Partei war, sehr oft aus beruflichen Gründen, dann war es fast unmöglich, wenn seine

Kinder nicht in der Hitlerjugend waren. Junge Leute lassen sich schnell begeistern, und so waren auch viele bald mit Spaß dabei. Von den Erwachsenen war auch mancher, ohne Überzeugung, in der allgewaltigen Partei, um seinen sichern Arbeitsplatz oder seine gute Position zu behalten. Das heutige Beispiel ist die DDR, die sind aus ihrem Dilemma auch nach dem Kriege nicht heraus gekommen.

Doch zunächst hatte die Familie noch einen schweren Schicksalsschlag zu überwinden. Im Alter von 22 Jahren, am 9. März 1939, starb meine geliebte Schwester Clara an einer tückischen Krankheit. Sie war mir die Liebste von Allen. Wir hatten uns zwar als Kinder oft gezankt, aber später waren wir ein Herz und eine Seele. Sie war sehr umgänglich und sehr klug und bei allen Leuten beliebt. Als Kind war sie nicht sehr kräftigt und hatte oft blaue Lippen, aber später war sie ein großes und nettes Mädchen. Sie hatte sich auf ihrer Arbeitsstelle bei einer Aachener Familie an der Lungentuberkulose angesteckt. Meine Mutter hatte dann alles getan, um die vielen Bazillen von den andern Kindern abzuhalten. Auch als sie schon recht krank war, sah sie immer noch gut aus. Aber sie hatte auch ein schwaches Herz, und daneben war, trotz einiger Kuraufenthalte, die ärztliche Kunst damals noch nicht soweit, daß ihr geholfen werden konnte. Meine Eltern und wir alle haben sehr darunter gelitten. Ich habe sie ein Leben lang vermißt.

In einem ihrer Kuraufenthalte in Waldbreitbach schrieb Clara das Gedicht „Herbstwald“. Die lebenslustige Clara sah hier die Schönheit der Natur und legte ihn ihren Zeilen ein leises Ahnen vom Abschiednehmen. Wie schön wäre es gewesen, wenn der Familie dieser wertvolle Mensch erhalten geblieben wäre.

## **Herbstwald**

Clara Reinartz

Welch ein wunderbares Leuchten,  
strahlt vom nahen Walde her.  
Als ob mit vielen bunten Freuden,  
von der Natur ein Festtag wär.

In den Büschen singt ein Vöglein  
singt, als müßt es ihm gelingen,  
eine letzte, große Strophe  
besonders liebevoll zu singen.

Viele tausend Mücken tanzen  
einen nimmermüden Reigen,  
leise fällt ein Blatt zur Erde,  
und erzählt vom Scheiden.

Abschied nehmend legt die Sonne,  
wie eine liebe Mutterhand,  
leise ihre goldnen Strahlen,  
über dieses bunte Land.

Dieses Gedicht fand ich in ihren Notizen und Briefen und habe es als Erinnerung an meine geliebte Schwester in meinen Aufzeichnungen verwendet. Und nun muß ich mich wieder der realen Wirklichkeit zuwenden. Ich kann über die kommende verhängnisvolle Zeit nur aus der Sicht unseres Dorfes berichten. Radio gab es nur ganz selten, und Fernsehen gab es noch nicht. Hier wohnten keine Juden und vielleicht im ganzen Kreis Monschau keine. Im Dorfleben ging es im Allgemeinen recht friedlich zu. Erst im Laufe der Jahre sickerte hier und da etwa durch, was im Namen von Hitler so alles geschah. Das fing mit der Judenverfolgung an. Wir konnten es fast nicht glauben, doch die Propaganda von Göebbels war rührig tätig und streute den Leuten „Sand in die Augen“. Von den Konzentrationslagern hatten wir erst im letzten Kriegsjahr durch die so genannte „Feindpropaganda“ erfahren. Die Leute, die es wußten, schwiegen, um nicht selbst in Gefahr zu geraten.



**Die Schwestern Maria (21) und Klara (19) (Foto 1935)**

Während Maria schon als Kind eine kräftige und robuste Natur hatte, war Klara zart und hatte eine empfindliche Gesundheit. Die eigenwillige, gerechte und tugendhafte Maria ließ sich von keinem etwas vormachen. Sie war sehr selbständig und erreichte immer das Ziel, daß sie erreichen wollte. Die freundliche Klara war eine Frohnatur; sie hatte immer gute Laune und lachte gerne. Mit ihrer Heiterkeit steckte sie ihre Umgebung an und war dann immer der Mittelpunkt der Gesellschaft. Als lustige Tirolerin und glückbringender Schornsteinfeger feierten die Beiden 1936 ihren Karneval. Beide Schwestern waren gute Freundinnen; doch ihr Schicksal war unterschiedlich. Während Maria eine Familie mit Mann und Kinder hatte, erlag die Klara mit 23 Jahren einer tückischen Krankheit. Einige Kuraufenthalte in den Sanatorien von Waldbreitbach brachten keinen Erfolg. Die ärztliche Kunst war in diesen Jahren noch nicht soweit. Für Familie und Freunde ein tragisches Geschehen, an dem von Maria noch lange getragen wurde. Doch Gottes Wille war wie immer unerforschlich.



**Lustige Tirolerin und glückbringender Schornsteinfeger (Foto 1936)**

Bald kam der Volksempfänger in jedes Haus, und die Masse des Volkes wurde von der nationalen Propaganda völlig überzogen. Es war schon eine böse Zeit, besonders als 1939 der Krieg begann. Durch die Volkspropaganda waren viele junge Leute mit Begeisterung dabei, zumal man jetzt überall Lesen und Hören konnte, wie brutal die Polen die Deutschen, die in ihrem Land wohnten, behandelten und mißhandelten. Wahrscheinlich stimmte das in Wirklichkeit nicht. Man fand aber den Krieg mit Polen aus diesem Grund irgendwie nötig, und als dieser Kampf siegreich in drei Wochen beendet war, dachte man mal wieder „Deutschland, Deutschland über alles“, und hoffte der Krieg würde beendet sein. Doch es kam anders; der Krieg ging weiter. Im Mai 1940 dehnte er sich über Belgien, Holland nach Frankreich hinein weiter aus.

Dadurch kam mein Mann mit seiner Einheit Ende 1939 nach Aachen. Er kam öfters abends per Fahrrad zu mir, und dann haben wir beschlossen zu heiraten, und das geschah am 13. und 14. Januar 1940. Wir waren schon seit 1933 befreundet, sahen uns aber selten, da mein Mann seit 1935 Berufssoldat war. Er war erst in Königsberg in Ostpreußen, dann in Iserlohn, Kassel und Landau in der Rheinpfalz stationiert. Im Verlauf des Krieges war er in Frankreich, Berlin, Österreich, Hamburg, Südfrankreich, bei der Luftabwehr und bei der Invasion und der letzten Offensive in den Ardennen im Erdkampf eingesetzt. Erst nach Ende des Krieges, Mitte 1945, konnten wir erstmals nach zehn Jahren zusammen bleiben.

Als die Amerikaner und Engländer mit ihren Bombengeschwadern in den Krieg eingriffen, wurde der Siegesmarsch der deutschen Soldaten zwar gebremst, aber

der Krieg ging trotzdem weiter. In allen, heute so genannten Ostblockländern, in ganz Skandinavien, ja sogar in Nordafrika waren deutsche Soldaten im Kampf eingesetzt. Wenn man sich das heute überlegt, kann man kaum begreifen, daß ein einzelnes Volk so verwegen war, gegen die ganze Welt zu kämpfen. Ohne die Amerikaner wäre der Krieg ganz anders und sicher früher ausgegangen. Das Drama von Stalingrad an der Wolga in Rußland war dann der Anfang vom Ende. Das moralische Tief der Bevölkerung kam zum größten Teil durch die pausenlose Bombardierung der Städte. Hier zeigte der Krieg sein grausamstes Gesicht. So wurde Dresden im Februar 1945, ohne jeden militärischen Grund, die Front war noch weit weg, von den Alliierten mit Bombenangriffen völlig zerstört. Durch diese Stadt, in der sich neben der Bevölkerung, noch eine Million Flüchtlinge befanden, raste der Feuerturm. Ich wage die Wirkung dieser Bestialität nicht zu beschreiben. Die Ansammlung so vieler Menschen war dem Gegner bekannt, und trotzdem wurde der verheerende Angriff geflogen. Überhaupt die Bomben auf den Städten auf beiden Seiten war das Schlimmste vom ganzen Krieg. Alte Leute, Frauen und Kinder fürchteten die Nächte, und viele lagen morgens von den Trümmern der Häuser erschlagen oder verbrannt in den Kellern und Straßen.

Aachen war eine wunderschöne Stadt mit schönen Häusern, aber auch hier war weit über die Hälfte alles total zerstört. Unser Ort blieb ja Gott sei Dank verschont, aber viele Bombengeschädigte aus Aachen und Köln wohnten hier und haben uns ihr Schicksal erzählt. Die Propagandamaschine Hitler setzte natürlich alles daran, die Leute zu überzeugen, wie wichtig dieser Krieg sei, und der Sieg sei in Bälde zu erwarten. Aber es sah in Wirklichkeit nicht danach aus. Die Invasionstruppen kamen, und weil wir vor dem Westwall lagen wurde unser Dorf kampfflos besetzt. In dieser Zeit sah und hörte man, daß die V1- und V2-Raketen von deutscher Seite eingesetzt wurden, und wieder glaubte man,

es gäbe doch die Wunderwaffe, die den Krieg siegreich beendete. Wir hörten abends immer, zwar verbotener Weise, den englischen Radiosender. Was die uns da erzählten, war wirklich unglaublich. Danach wären alle unserer Männer Mörder und Verbrecher gewesen. Sicher haben manche fanatischen Leute aus SS und Partei in den letzten Kriegsjahren in den besetzten Gebieten auf Befehl Hitlers Verbrechen begangen, aber das Groß der Soldaten waren ordentliche Männer, die nur dem Wunsch hatten, das baldige Ende des Krieges zu erleben und heil nach Hause zu kommen.

Jetzt in dieser Zeit (1979), ist im Fernsehen der Film „Holocaust“ zu sehen. Ein Film über Hitlers Judenvernichtung. Es ist ein amerikanischer Film, welcher auch in andern Ländern gezeigt wird, und das wieder gewonnene Ansehen des deutschen Volkes sinkt mal wieder. Viele junge Leute, die nur in Wohlstand aufgewachsen sind und keine Ahnung von der damaligen schweren Zeit haben, werfen ihren Eltern Mitschuld an dem dramatischen Geschehen vor. Was tun heute Terroristen ohne die geringste Not? In diesem Zusammenhang darf ich nicht vergessen zu sagen, was Stalin für ein grausamer Diktator war. Er hat nicht nur Volksdeutsche aus dem Baltikum und deutsche Kriegsgefangene Soldaten durch Hunger, Schwerstarbeit und Folter umgebracht, sondern auch hunderttausende russische Menschen, wovon viel noch nicht mal wußten, warum sie in den sibirischen Straflagen waren. Kriegsgefangene, die lange in den sibirischen Lagern waren, haben uns von dem grausamen Schicksal der russischen Menschen erzählt. Dann, wie viele schuldige und unschuldige Frauen und Kinder sind bei der Vertreibung aus ihrer Heimat nach dem Kriege von den Polen und Tschechen drangsaliert und ermordet worden? Das Elend der Flüchtlinge war unbeschreiblich. So wünsche ich alle meinen Nachkommen, daß sie nie einen Krieg erleben müssen.



**Ludwig, Soldat im zweiten Weltkrieg (Foto 1942)**

Marias Bruder Ludwig Reinartz (21) und sein gleichaltriger Dienstkamerad und Freund Willi Krott aus der Rosentalstraße.



**Viktoria, Marias äldre Schwester (Foto August 1935)**

Jetzt noch mal zurück zum Zustand des Hauses in den zwanziger Jahren. Nachdem 1926 der Kuhstall mit Heuboden und Vorratsschuppen angebaut war, wurde 1928 aus dem bisherigen Stall im Haus eine große Küche gebaut. Das Zimmer links neben der Haustür wurde etwas kleiner, weil jetzt, an Treppe und Kellereingang vorbei, ein langer Flur zur neuen Küche führte. Unsere erste Küche wurde jetzt zum Wohnzimmer eingerichtet, mit Sofa, Tisch und Stühlen und mit dem Vertiko und der Wanduhr. Das Zimmer war aber nicht gemütlich. Trotzdem ein Ofen zum Heizen dort stand, war es im Winter dort sehr kalt. Nach unserer Heirat im Kriegsjahr 1940 diente das Zimmer wieder als Küche für mich und die Kinder. 1956 haben wir den Werkraum und Waschküche neben der großen Küche zum Wohnzimmer umgebaut. Es erhielt statt der beiden kleinen Fenster ein großes dreiteiliges Wohnzimmerfenster. In der bisherigen kleinen Küche wurde jetzt ein Badezimmer eingerichtet, in dem auch die mittlerweile erworbene halbautomatische Waschmaschine aufgestellt wurde. Unser bisheriges Schlafzimmer, das durch einen Flur am neuen Badezimmer vorbei erreicht wurde, diente jetzt als Schlafzimmer für meinen Vater.

Anfang der dreißiger Jahre hatte mein Vater im Obergeschoß, in dem nordwärts gelegenen Teil des Heubodens, ein Elternschlafzimmer ausgebaut. Hier schliefen die Eltern bis zum Tode meiner Mutter. Sie starb am 9. September 1952 im Alter von 67 Jahren, an einem schwachen Herzen. Da Vater nun von mir versorgt wurde, war seine Bleibe, wie schon erwähnt, das zweite Zimmer im Erdgeschoß an der Straßenseite. Nachdem wir dann 1956 das Haus erbten und zum Teil kauften, bauten wir den Rest vom Heuboden im Wohnhaus zu einem großen Zimmer um. Diese beiden Zimmer überließen wir zunächst, gegen ein kleines Entgelt, unsern Freunden aus Opladen Leni und Arthur Sommer als Wochenendwohnung. Trotz seiner guten Versorgung, wurde Vater doch immer abständiger. Im Alter von fast 75 Jahren starb er

dann am 7. September 1960. Nachdem wir uns nun jahrelang mühsam und mit ganz geringem Verdienst, mit einer oder zwei Kühen, herum geplagt hatten, sahen wir das Nutzlose, hauptsächlich meines Tuns, ein und verkauften das Vieh. Im Jahre 1971 begannen wir damit, den angebauten Stall in eine Wohnung umzubauen. Durch die handwerkliche Geschicklichkeit unseres Sohnes Herbert und die tatkräftige, unermüdliche Hilfe meines Mannes konnten fast alle Arbeiten in Eigenregie durchgeführt werden. Wir verkauften die Wiese an der Kirschfinkgasse durch einen Treuhänder aus Würselen für 32 000.- DM. Die Wiese an der Bahn, knapp einen Morgen groß, war ein Erbteil meiner Mutter von ihren Eltern. Dieser Umbau mit neuen Dachziegeln für das ganze Haus kostete insgesamt 52 000.- DM. Seit Februar 1973 haben wir dann diese Wohnung vermietet.“

Bis hier hatte Maria, meine Ehefrau, diese Aufzeichnungen geschrieben. Sie starb plötzlich, am 4. Juli 1980, im Alter von 65 Jahren. Nach mehr als zwei Jahren, am 1. März 1983, will ich, Walter ihr Mann, die von ihr begonnene Familiengeschichte fortführen. Ob es mir so gelingt wie Maria, weiß ich nicht. Ich werde aber alles, was mir aus der Familie einfällt, so niederschreiben, wie es war. Ich habe auch noch einige Aufzeichnungen die Maria machte gefunden. Ich werde sie so wiedergeben, wie sie es geschrieben hat.

## Unsere Hochzeit im 2. Weltkrieg, 1940 und die Gründung einer Familie.

(Ein Bericht von Walter)

Die geplante Offensive der deutschen Wehrmacht 1940, durch Belgien und Holland Frankreich anzugreifen, war der Grund, daß ich am 6. Dezember 1940 aus dem Standort Landau in der Rheinpfalz nach Aachen Grauenhof verlegt wurde. Ein General der Deutschen Wehrmacht, der die deutschen Aufmarschplänen an Bord einer Kuriermaschine hatte, verflog sich im Nebel und mußte Anfang Januar bei Mecheln in Belgien notlanden. Da dabei die Aufmarschpläne den Alliierten in die Hände fielen, mußte der Angriff der Wehrmacht verschoben werden. Dadurch verlängerte sich meine Anwesenheit in Nähe der Heimat und damit bei meiner geliebten Maria wesentlich. Da wir uns schon seit 1933 näher kannten und uns mochten, haben wir dann diesen Umstand ausgenutzt und am 13. standesamtlich und am 14. Januar 1940 in der Kirche geheiratet. Da ich als Berufssoldat seit 1935 immer sehr entfernt von Maria war, war diese Zeit trotz Krieg für uns eine kurze aber schöne Zeit. Als altgedienter Unteroffizier und Geschützführer hatte ich in dieser Zeit schon mehr die Gelegenheit, meine Freizeit bei Maria zu verbringen. Mit Marias Fahrrad fuhr ich oft, aber jedes Wochenende, die zwanzig Kilometer nach Roetgen. Von Kampfhandlungen war hier im Westen am Anfang des Krieges kaum etwas zu spüren. Die Hochzeit wurde den Umständen entsprechend ohne irgendeinen Aufwand gefeiert; Maria zwar im weißen Brautkleid, das sie mit Hilfe von Schwester Viktoria, die Näherin von Beruf war, in aller Pracht erstellt worden war und ich in Wehrmachtsuniform.

Aus einem goldenen Kreuz, das Maria von ihrer Großmutter hatte, ließen wir uns in Aachen die Trauringe machen. Sie fielen trotzdem, daß es ein massives Kreuz war, recht dünn und spärlich aus. Sicher hatte der Juwelier ein gutes Geschäft gemacht. Die Herstellungskosten betrugen 27,50 RM. Gefeiert wurde in der elterlichen

Wohnung der Braut. Die Gäste waren die Eltern und Geschwister beider Seiten, mein Freund Arthur Sommer und am Abend einige Soldaten der Grenztruppen, die im Hause in Quartier lagen.

Ich bekam natürlich 14 Tage Hochzeitsurlaub. Wir hatten für unser Glück noch keine Wohnung, nur in Marias Elternhause ein Zimmer für uns. Eine Hochzeitsreise gab es nicht. Man war froh, daß man zu Hause war. Trotz mieser Zeitumstände waren wir sehr glücklich. Wir wußten nicht, was uns die Zukunft brachte, doch als verheiratete Frau war Maria für diese ungewisse Zeit finanziell gesichert. Wir waren beide 26 Jahre alt und kannten uns seit dem Frühjahr 1933 und waren so schon fast sieben Jahre zusammen. Als Soldat mußte ich mit einem ungewissen Schicksal rechnen. Sollte ich aus dem Kriege nicht mehr zurückkommen, wäre jedenfalls die Versorgung Marias sichergestellt gewesen. Als Berufssoldat bekam ich neben dem Wehrsold auch ein festes Gehalt. Dieses hatte ich schon zu Friedenszeiten an Maria überweisen lassen. Meine Besoldungsstelle lag in Frankfurt a/M. Deswegen steht auch auf der Heiratsurkunde: wohnhaft Frankfurt am Main, reiner Bürokratismus. Mit der Zeit konnte Maria dann von diesem Geld die Einrichtung von zwei Zimmern kaufen; es waren eine Wohnküche und ein Schlafzimmer. Sie bekam dann von ihren Eltern die beiden Zimmer an der Straßenfront des Hauses, rechts von der Haustüre, zugewiesen. Maria lebte zwar noch während des Krieges im Haushalt der Eltern, doch wenn ich mal in Urlaub kam, lebten wir die kurze Zeit in unserer Wohnung. Urlaub für den Soldaten gab es aber nur einmal im Jahr, oder wenn die Lage es erlaubte an den Feiertagen wie Weihnachten und Neujahr. Wir hatten noch Glück, daß wir wie in normalen Zeiten trauen konnten.



**Das Brautpaar Maria (26) und Walter (26) (Foto 1940)**

Am 13. Januar 1940 gingen die Beiden mit den Vätern, Hubert Reinartz und Josef Wilden, als Trauzeugen zum Standesamt in Roetgen. Nach der Trauung erhielt Walter das Familienstammbuch und Hitlers „Mein Kampf“. Am Samstag den 14. Januar erhielten Maria und Walter in der Pfarrkirche St. Hubertus, unter Pfarrer Josef Schneider, den Kirchlichen Segen. Trauzeugen waren Marias Bruder Ludwig und Walters Schwester Hedwig.

Später im Krieg haben sehr viele junge Paare, um die Braut zu versorgen, als Kriegstrauung, die so genannte Ferntrauung machen müssen. Hier wurden die Brautleute, jeder für sich, weit voneinander getrennt, allein getraut. In der Heimat mußte die Braut auf dem Standesamt, anstatt des Bräutigams, sich mit einem Stahlhelm begnügen.

Am Nachmittag des Hochzeitstages führen wir dann mit einem Taxi nach Aachen, und ließen bei Photo-Preim die Hochzeitsbilder machen. Das Fahrgeld des Taxis hatten Marias Eltern bezahlt. Die Braut im langen weißen Brautkleid mit Spitzen und Schleier, weiße Schuhe und der Brautstrauß fehlten nicht. In der ersten Zeit des Krieges waren solche Sachen noch zu be-

kommen, später mußten die Bräute sich diese in der Familie leihen. Der Bräutigam zu sehen im Extraanzug mit Schützenschnur, Dienstgradabzeichen, Waffenabzeichen und Ordensspange. Doch der Hochzeitsurlaub verlief wie im Fluge. Nach 14 Tage begann der Dienst wieder. Doch es blieben uns noch einige Monate, doch darüber wird an anderer Stelle berichtet.

Am 20. Oktober 1940 wurde unser erster Sohn Rolf geboren. Es wurde von einem alten Freund aus dem Turnverein wie folgt kommentiert: „Da hast Du aber gute Arbeit geleistet, nur sechs Tage über die Zeit“. Wir hatten am 14. Januar 1940 geheiratet, auf solche Sachen wurde damals noch geachtet.



**Hochzeitsbild vom 14. Januar 1940, aufgenommen bei Photo-Preim in Aachen**



### **Die Hochzeitsgäste (Foto 1940)**

Von Links: Marias Eltern Hubert und Josefine, Walters Schwestern Sofie, Erna und Hedwig, Walters Dienstkamerad Arthur Sommer, Schwager Anton Esser mit Frau Viktoria, Marias Schwester, Walters Eltern Agnes und Josef, und das Brautpaar, Schwager Ludwig fotografiert.

Zur Zeit von Rolfs Geburt war ich, nach dem Westfeldzug, in Berlin / Waßmannsdorf zur Luftverteidigung eingesetzt. Ich bekam nach dort ein Telegramm auf dem zu lesen stand: „Strammer Junge, Flak-Nachwuchs angekommen, Viktoria“. Meine Schwägerin Viktoria hatte das Telegramm aufgegeben, aber meine Kameraden meinten, Viktoria hätte etwas mit Sieg zu tun. Aus diesem Grunde wurde Sohn Rolf ausgiebig und lange gefeiert. Nachdem die Kameraden aus dem Unteroffizierkorps gegen Mitternacht alles Trinkbare aus der Kantine ausgetrunken hatten, wurde aus dem einen Kilometer entfernten Ort Waßmannsdorf noch ein 50-Literfaß Bier geholt. Da man aber nicht mehr in der Lage war, das Faß zu tragen, wurde es mit Spektakel über den Weg bis in die Feuerstellung gerollt. Als das Faß nun in der Kantine angeschlagen wurde, spritzte eine große Menge des Bieres unter dem Gebrüll der Meute durch die Kantine. Aber alle

waren erst zufrieden, als der letzte Rest des Gerstensaftes ausgetrunken war. Die meisten der tapferen Krieger schliefen auf Tischen und Bänken ihren Rausch aus. Doch bevor am Morgen gegen 7.00 Uhr der Kantinenraum für den Offiziersunterricht gebraucht wurde, war alles wieder peinlich saubergemacht worden. Nur die „Atmosphäre“ die im Raum herrschte, war die einer Wirtschaft, doch da alle wußten, woran das lag, war alles nicht so schlimm.

Als junger Vater hatte mich die Feier eine Menge Geld gekostet. Mit 280 Reichsmark hatte ich über meine Verhältnisse gelebt. Bei einem Monatsgehalt von etwas über zweihundert Mark hatte ich mich sicher meinen Kameraden gegenüber gebührend verhalten. Aber man feiert nur einmal die glückliche Geburt des ersten Sohnes. Die Mutter erfuhr allerdings erst später von der ausgedehnten Feier. Ich bekam dann auch einen achttägigen Urlaub, der mit einer Dienstreise nach Aa-

chen verbunden war, zu Mutter und Kind, von dem man aber für die Bahnfahrt hin und zurück zwei Tage abziehen mußte. Wir waren aber froh und glücklich über die paar Tage, die man sich sehen konnte.

Der Krieg ging weiter: Von Berlin wurde die Einheit nach Wiener/Neustadt in Österreich verlegt und von dort nach Hamburg. In der Zeit zwischen den beiden Stellungen hatte ich Ende Mai 1941 einen Urlaub gehabt. Aus diesem Urlaub wurde ich nach Hamburg gerufen. Von hier wurden wir wieder im Frühsommer 1941 nach Frankreich verlegt. Und so wurde am 17. Februar 1941 unsere Tochter Marga geboren. Ich war in dieser Zeit in Le Mans in Frankreich stationiert und konnte Mutter und Tochter erste einige Monate später sehen. In Roetgen lag zur Zeit der Geburt so viel Schnee, daß Maria die Marga zu Hause zur Welt brachte. Der Weg zum Kloster St. Elisabeth, wo die Kinder sonst geboren wurden, war durch hohe Schneeverwehungen versperrt. Die Hebamme Frau Pagnia war nur mit Mühe, mit ihrem Motorrad mit Beiwagen, zur Geburt Margas ins Haus gekommen.

Auf dem Bild sind die beiden Kinder zu sehen, Marga ist schon über ein Jahr alt. Sie ist ein kleines aber kräftiges Kind. Unsere Kinder sahen sich zunächst alle ähnlich, aber später sah man doch, daß Marga sehr viel Ähnlichkeit mit meiner Mutter Agnes hatte. Sie hatte sogar auf der gleichen Stelle das Schönheitswärtchen auf der Oberlippe. Auch die musische Veranlagung, die später zu ihrem Beruf wurde, hat sie von ihr geerbt. Das Kleidchen, das sie trägt, hatte Maria selbst gemacht. Sie war eine perfekte Hausfrau und Mutter. Dieses Bild hatte ich im Kriege natürlich immer in der Briefftasche. Wenn man nicht bei der Familie sein konnte, mußte man sich auf diese Weise den Anblick seiner Lieben verschaffen.

Ein anders Bild aus dieser Zeit. Hier ist Marga noch kein Jahr alt und Rolf über zwei Jahre. Maria ganz die glückliche Mutter; die Kinder gingen immer vor allem Anderen. Ich war zu dieser Zeit noch im-

mer in Frankreich und war mittlerweile zum Oberwachtmeister befördert worden. Es war der höchste Dienstgrad im Mannschaftsstand.

Wir sitzen auf dem Sofa in der Wohnküche, wir hatten damals erst zwei Zimmer in Marias Elternhaus. Radios fehlten damals schon in keiner Wohnung. Zuerst war es der so genannte Volksempfänger. Maria hatte schon einen modernen Apparat, auf dem man mehr Sender empfangen konnte. Es war für mich immer sehr schwer, wenn ich am Ende des Urlaubs, der nie länger als zwei Wochen dauerte, Abschied nehmen mußte. Maria war aber immer sehr tapfer und gefaßt, sie machte es mir nie so schwer.

Ein weiteres Bild zeigt Maria mit Rolf. Es wurde im Winter 1943/44 vor Marias Elternhaus gemacht. Maria trug ein Jackenkleid, das ich ihr in Rouen in Frankreich gekauft hatte. Es war silbergrau mit weinroten Nadelstreifen. Dazu hatte ich ihr noch einen Hut gekauft. Er hatte einen breiten Rand und war weinrot mit blauen Tupfen. Sie war sehr überrascht und meinte, das könnte sie in Roetgen nicht tragen. Aber als ich ihr von den schicken französischen Frauen erzählte, wollte sie doch mal sehen, wie es zu ihr paßte. Und man sieht im Bild, sie sah sehr gut darin aus. Den Hut setzte bei dieser Gelegenheit allerdings nicht auf. Er stand ihr aber gut, sie sah toll aus. Der Rolf war ein feines gut gekleidetes Kerlchen, auch die Sachen für ihn machte Maria selbst. Er trägt auch stolz Mamas Handtasche. Nach vielem Hin und Her, mit ständigen Ortsveränderungen und mit viel Glück, hatte ich den Krieg gut überstanden. Im Einzelnen wird darüber an anderer Stelle berichtet. Der Krieg endete am 8. Mai 1945. Ich wurde aber noch zwei Tage vor meinem 31. Geburtstag, am 25. April 1945, von den Amerikanern gefangengenommen. Ich kam darauf in eins der berüchtigten improvisierten westdeutschen Gefangenenlager in Buderich bei Wesel. Von dort wurde ich dann als Landwirt aus der Kriegsgefangenschaft entlassen.



### **Maria und Rolf (Foto 1942)**

Es wurde vor dem Elternhause fotografiert. Im vierten Kriegsjahr war Walter in Frankreich. Maria hatte sich im Hause eine kleine Wohnung mit zwei Zimmern eingerichtet. Rolf war in angemessener Zeit, plus sechs Tage, in Roetgen am 20. Oktober 1940 geboren worden. Er war ein kräftiger Junge und wuchs wohlbehütet bei Mama auf. Bei einem der gelegentlichen Urlaube aus Frankreich hatte Walter seiner Frau ein Jackenkleid mitgebracht. Es war silbergrau mit weinroten Nadelstreifen. Es kleidete sie ausgezeichnet. Zum Kleid hatte er ihr auch noch einen passenden breitrandigen blauen Hut mit weinroten Tupfen gekauft. Sie scheute sich aber vorerst, diesen aufwendigen Hut in Roetgen zu tragen. Doch als Walter ihr von den gut gekleideten Französinen erzählte, wagte sie es dann doch, ihn zu tragen. Nur hatte Walter in den Kriegszeiten selten die Gelegenheit, sie in dieser Garderobe zu sehen. Dieser zweite Weltkrieg dauerte vom 1. September 1939 bis 8. Mai 1945, also mehr als fünfeinhalb Jahre.



### **Die Kinder Rolf und Marga (Foto 1944)**

Nach dem Ende des Westfeldzuges im Sommer 1940 wurde Walter nacheinander in Berlin, in Österreich, in Hamburg und wieder in Frankreich eingesetzt. Als dann am 17. Februar 1942 Tochter Marga geboren wurde, befand er sich im Raum Le Mans in Mittelfrankreich. Auf dem Bild ist die Marga schon fast zwei Jahre alt; sie war ein kleines aber kräftiges Kind. Ihr Kleidchen hatte Maria selbst geschneidert. Dieses Bild hatte er in den letzten Kriegsjahren immer bei sich in der Brieftasche. Wenn man nicht bei der Familie sein konnte, mußte man sich auf diese Weise den Anblick seiner Lieben verschaffen



### **Auf Urlaub bei der Familie (Foto 1943)**

Das Bild wurde auf dem Sofa in der von Maria eingerichteten Zweizimmerwohnung im Elternhause gemacht. Marga ist knapp anderthalb und Rolf schon über zweieinhalb Jahre alt. Maria, die glückliche Mutter, hatte sich sicher mit ihren zwei Kindern an das jahrelange Alleinsein gewöhnt. Sie machte jedenfalls einen zufriedenen Eindruck. Sie war dieses Leben, fast ohne Mann, schon seit 1934 gewohnt. Es waren eben harte Zeiten im Dritten Reich; er war inzwischen zum Oberwachtmeister, dem höchsten Dienstgrad der Unteroffiziere, befördert worden.

Am 1. Juni 1945, abends gegen 20.00 Uhr, kam ich zu Fuß, von Monschau kommend, nach Hause. Da Roetgen im Gegensatz zu andern Eifeldörfern vom Kriegsgeschehen weitgehend verschont geblieben war, traf ich die ganze Familie gesund und heil mit Haus und Inventar an. Mein Erscheinen war natürlich eine große und freudige Überraschung. Ich war in Räuberzivil, abgerissen, abgemagert aber gesund. Die Kinder kannten ihren Vater nicht. Sehr viel zu Essen hatte man damals nicht. Die erste Arbeit, die ich damals machte, war den Garten umgraben und Kartoffeln setzen. Als Militarist und Offizierssoldat wurde ich dann, nach der Meldung bei den Behörden, zu Straßenarbeiten in der Gemeinde eingesetzt. Darüber wird aber an anderer Stelle noch ausführlicher berichtet.

Doch noch vor Ende des Jahres bekam ich eine Arbeitsstelle in meinem erlernten Beruf als Weber, in der Weberei von Alois Reinartz, dessen Sohn Hugo den Betrieb wieder in Gang setzen wollte. Am 1. April 1946 wurde dann unser drittes Kind Sohn Herbert geboren. Zu dieser Zeit bestand durch die Besatzungsmacht noch eine nächtliche Ausgangssperre. Als es dann soweit war, daß Maria die Hebamme brauchte, mußte ich trotz Ausgangssperre der Frau Pagnia mitten in der Nacht Bescheid sagen. Da es kein Telefon gab, machte ich mich mit dem Fahrrad auf den Weg zum Haus des Wilhelm Steffens an der Landstraße (Grenzübergang). Auf der Hauptstraße, in Höhe der heutigen Einfahrt zum Feuerwehrhaus, wurde ich dann von einem belgischen Wachsoldaten angehalten. Nachdem wir uns verständigt hatten, daß ich für meine Frau die Hebamme brauchte, fuhr er mit bis zum Hause an der Grenze, wo die Hebamme zur Zeit wohnte. Durch Werfen von kleinen Steinen auf die Fenster im oberen Stock wurde Frau Pagnia geweckt und über die Sachlage verständigt. Danach begleitete der verständige belgische Soldat mich wieder nach Hause, und bald darauf kam dann auch die Hebamme.

Sie kam mit ihrem Motorrad mit Beiwagen. Mit diesem Fahrzeug brachte sie dann Maria ins Kloster St. Elisabeth. Schwiegermutter Josefine rief noch von ihrem Schlafzimmer aus, man solle mich mitnehmen, aber davon wollte Frau Pagnia nichts wissen. Ich mußte also zu Hause bleiben und ging am andern Morgen zum Kloster, wo Maria ohne Komplikationen, einen gesunden Jungen zur Welt gebracht hatte. Er erhielt den Namen Herbert Viktor, und er wurde ein munteres Kind. Er war manchmal in seinem Temperament kaum zu bremsen. Auf den beiden Bildern sieht man einmal „Übermut tut selten gut“. Er war in den Bach gefallen und brüllte wie am Spieß, und weiter sieht man auf dem andern Bild ein sehr interessiertes, witzig freundliches Kerlchen.

Die erste hl. Kommunion von Rolf und Marga wurde zusammen, am Weißen Sonntag 1950, im engsten Familienkreis gefeiert. Man ging morgens zur Kirche, wo in der hl. Messe die Kinder feierlich zum Altar gingen. Die Jungen in dunklen Anzügen und die Mädchen in weißen Kleidern. Im Hause war dann ein Zimmer ausgeräumt, in dem ein langer Tisch aufgebaut wurde, an dem gegessen und gefeiert wurde. Nachmittags ging dann alles zur Dankandacht, wo nach der Andacht vor der Kirche ein Bild der Erstkommunikanten gemacht wurde. Zu Hause wartete dann die mit Fladen und Gebäck gedeckte Tafel auf die Gäste, die natürlich den Kirchweg zu Fuß zurückgelegt hatten. Abends gab es noch Abendessen in Form von Kartoffelsalat und belegten Brötchen. Bei einem Schnäpschen, einem Glas Bier oder einem Glas Wein, und mit einer Zigarre feierten die Erwachsenen noch einige Stunden. Die Kinder gingen natürlich schon eher zur Ruhe, denn am zweiten Tag wurde auch noch gefeiert; dann wurden die Freunde und Nachbarn eingeladen. Vor der Haustür und bei einem Spazierweg zur Schleebachbrücke wurden Fotos von den Kindern gemacht. Die Frau auf dem Bild ist meine 25-jährige Schwester Erna.

Ich hatte bei der Tuchfabrik Alois Reintartz, in Roetgen Rommelweg, einer Arbeitsstelle als Weber bekommen. Nach der Währungsreform im Jahre 1948 normalisierten sich die Verhältnisse. Man verdiente wieder Geld, mit dem man etwas kaufen konnte. Die neue Währung war die Deutsche Mark. 1950 verdiente ich im Monat etwa 560.-DM. Da wir nur eine geringe Miete bezahlten, Maria versorgte

die Eltern und arbeitete im Hause, kamen wir mit meinem Verdienst ganz gut aus. Marias Mutter Josefine war damals schon sehr krank. Sie war in dauernder ärztlicher Behandlung mit Herz und Kreislauf. Nicht unerwartet starb sie dann doch plötzlich am 9. September 1952 im Hause bei einem Herzanfall.

## Der Rommelweg (Ein Bericht von Maria)

„Vom dritten bis zum siebten Lebensjahr habe ich in dieser Straße im Hause des Schreinermeisters Josef Vossel gewohnt. Es war in der Zeit von 1917 bis 1921. Die Familie Vossel hatte acht Kinder: dem Alter nach, Max, Ella, Ernst, Maria, Leo, Martha, Frieda und Willi. Dann wohnte noch in dem Hause eine Kriegerwitwe Johanna Reinartz mit ihren Kindern Otto und Agnes. Wir waren drei, Viktoria, ich die Maria und die Clara. Das waren also dreizehn Kinder in einem Hause, und dazu kamen noch einige Nachbarskinder. Es mag gewiß unter den vielen Kindern schon mal Streitigkeiten gegeben haben, aber erinnern kann ich mich nur an die wundervollen Tage meiner Kindheit, die ich dort erlebt habe. Damals gab es dort weit weniger Häuser als heute. Die Straße war wegen ihrer Bewohner sehr populär. Es gab unter den Familien großen Zusammenhalt, der auch heute noch unter den alten Familien zu verspüren ist.

Von der Rosentalstraße aus war zunächst an der linken Seite die Genossenschaftsweberei. Es gab damals in Roetgen sehr viele Weber. Ein Teil dieser Weber hatten eine Genossenschaft gegründet, um am Ort ihre Arbeit zu haben. Sie sparten damit die tägliche dreistündige Bahnfahrt zu den Arbeitsstellen in den Aachener Tuchfabriken. An derselben Seite war dann das Haus vom Alois Reinartz, eines vielseitigen Mannes. Er hatte hinter seinem Hause eine Reihe von Anbauten, in denen immer etwas fabriziert wurde. Einmal waren es die „Hobjes“, ein Bonbon aus Holland, dann wurde Elektrizität erzeugt, mit der er die anliegenden Häuser mit Strom versorgte. Dann hatte er eine Mühle in der das Getreide der Leute zum Backen von Brot gemahlen werden konnte, oder er betrieb ein Sägewerk. Immer hatte er neue Einfälle und immer seine Ideen verwirklicht, oft zum Nutzen seiner Nachbarn und der weiteren Dorfgemeinschaft. Zuletzt war es

dann eine Weberei, die Tuchfabrik Alois Reinartz, in der mein späterer Mann als Weber 25 Jahre gearbeitet hat. Zur damaligen Zeit begann auch die Dentistin Klara Krott ihre Praxis im Hause von Alois Reinartz. Dann war dann das Haus von Josef Vossel, in dem wir wohnten, mit der Schreinerei, die noch heute (1973) auf der Wiese hinter dem Hause liegt. Die Wiese reichte bis zum Grölisbach. Sie war dann auch, mit dem Bach, die herrlichste unvergeßlichste Spielwiese in meiner Kinderwelt. Da gab es Frösche, Kaulquappen und Forellen im Bach. Da wurde der Bach gestaut, die Füße gebadet, Blumen gepflückt, Kränze gewunden und Hütten gebaut. Es war wie im Paradies.

Weiter an der linken Seite war dann das Haus von Josef Keus. Er war Bäckermeister und knetete, wie damals üblich, den Brotteig noch mit den Füßen. Außer dem alten Winkelhaus Peters, unmittelbar am Lebensmittelgeschäft „Siefgen“, gab es an der gegenüber liegenden Seite am oberen Rommelweg keine Häuser. Unterhalb der Bäckerei Keus lag links in einer kurzen Gasse noch das Haus Kreitz. Zwischen dem Haus Keus und der Gasse war ein wildes Gestrüpp von roten und schwarzen Beeren, sowie eine Menge Schleedornsträuchern. Die roten „Baachhimmele“ und die schwarzen „Brommele“ schmeckten dem Kindermund vorzüglich. Die Schleen, eine wilde Pflaume, waren bitter und zogen uns fast den Hals zu, aber wir aßen sie trotzdem. Unbewußt hatten wir aber damit eine vitaminreiche Frucht gegessen und unserer Gesundheit einen Gefallen getan. Früher gab es sehr viele dieser Gebüsche und Schleedornsträucher in Roetgen. Der Schleebach und die Schleebachstraße werden daher wohl ihren Namen haben, obwohl man heute kaum noch diese Sträucher dort vorfindet.



#### **Die Kinder aus dem Hause Josef Vossel am Rommelweg (Foto 1917)**

Hier hatten die Eltern eine Wohnung in den Jahren 1915 bis 1921. Die Maria wurde aber am 2. November 1914 im Hause der Großeltern an der Brandstraße geboren. Die Kinder von links: Rudi Johnen, Hugo Reinartz, Martha Reinartz, Leo Vossel, Otto Reinartz, Frieda Vossel, Martha Vossel, Maria Reinartz und Viktoria Reinartz. Von den acht Kindern der Familie Vossel sind nur drei auf dem Foto zu sehen.

Es hat sich nun seit meinen Kindertagen in dieser unvergessenen Gegend einiges verändert. Die Tuchfabrik Reinartz ist stillgelegt, und die Schreinerei Vossel wird nur noch sporadisch genutzt. Auch an der gegenüber liegenden Seite der Straße sind neue Häuser erbaut worden. Der Grölisbach ist reguliert (Weserbachstollen) worden, und die Beerenwildnis ist kultiviert. Die Mehrzahl der beschriebenen Häuser ist umgebaut. Doch Haus Vossel mit Schrei-

nerie ist noch fast wie vor sechzig Jahren. Dort lebt heute (1973) noch Sohn Leo Vossel im Hause und arbeitet auch immer noch in der von seinem Vater übernommene Schreinerei. Drei seiner Brüder sind im zweiten Weltkrieg gefallen. Von den dreizehn damaligen Kindern des Hauses leben nur noch einige. Es ist der Gang aller Dinge, aber die Erinnerung bleibt.“

## **Trotz schwerer Zeit, glückliche Kinder** (Ein Bericht von Maria)

„Mein Mann und ich sind beide im Jahre 1914 geboren, also zu Beginn des ersten Weltkrieges. Als wir älter waren, haben die Eltern, besonders die Mütter, uns erzählt, wie schlimm damals die Zeit war. Alle Männer mußten in den Krieg ziehen, und die Frauen waren mit den Kindern allein. Sogar in den Familien, die eine kleine Landwirtschaft hatten, gab es wenig zu essen. Alles war rationiert, Lebensmittel gab es nur auf Karten. Das war besonders schlimm für junge Familien mit Kindern. Der Kriegswinter 1916 wurde „Kohlrabenwinter“ genannt. Nach einem nassen Sommer waren keine Kartoffeln gewachsen. Anstelle der Kartoffeln mußten sich die Hausfrauen mit Kohlrüben behelfen. Wir hatten noch Glück, da Vater als schwerverwundeter Krieger schon 1915 nach Hause gekommen war. Doch ein Kind merkt die Misere der Zeit nicht, besonders wenn man in einer solchen Zeit geboren ist.

Als der Krieg zu Ende ging, und die Besatzungssoldaten kamen, war ich vier Jahre alt. Unvergessen bleibt mir, wie ein englischer Soldat meiner Mutter ein Paket Kunsthonig schenkte. Der war für mich so köstlich, daß ich dies bis heute nicht vergessen habe. Als ich dann später, als erwachsene Frau, diesen unvergessenen Kunsthonig in einem Schaufenster in Aachen sah, habe ich diesen gekauft. Aber er war jetzt nicht mehr so köstlich. Auch nach dem Kriege, im Anfang der zwanziger Jahre bis zum Ende der Inflation November 1923, war alles noch rationiert, und es gab wenig zu Essen und kaum etwas zu Kaufen. Ein Spielzeug für Kinder war fast unbekannt. Unsere Mutter bastelte uns Puppen, und die gab es dann zu Weihnachten und wir waren überglücklich. 1920 war ich sechs Jahre alt, da gab es zu Weihnachten ein paar Bildchen mit Weihnachtsmotiven, die in einen Spitzenrand eingerahmt waren. Es war für mich das Schönste, das es auf der Welt gab, und ich

habe diese Bildchen noch zwanzig Jahre in meinem Gebetbuch gehabt.

Die Kinder heutzutage werden dies wahrscheinlich nicht verstehen. Was muß ein Kind heute für Geschenke bekommen, und was müssen sie für einen Wert haben ehe es zufrieden ist? Trotz der schweren Zeit war damals der Zusammenhalt in den Familien besser. Man hatte das Gefühl, man lebe glücklicher miteinander. 1921 kam ich in die Schule; es war die achtklassige Volksschule in Roetgen. Da wir nur die Mundart also das Plattdeutsche sprachen, hatten wir es sehr viel schwerer, die neue hochdeutsche Sprache zu lernen. Täglich mußten wir zweimal zur Schule, morgens von acht bis zwölf Uhr und nachmittags von zwei bis vier Uhr, man kannte noch nicht die 24-Stundenzeit. Es gab in diesen Jahren lange und kalte Winter. An den Beinen hatten wir lange schwarze, von Mutter gestrickte Strümpfe, die fürchterlich kratzten; an den Füßen derbe, steife Lederschuhe, deren Sohlen mit Kopfnägeln beschlagen waren. Diese Schuhe waren meist sehr hart und eng, und deshalb hatten wir ewig Frostbeulen an den Füßen, die sehr schmerzhaft waren.

Trotzdem wir nur wenige Spielsachen hatten, gab es nie Langeweile. Wir verstanden es sehr gut, mit dem was wir hatten uns die Zeit zu vertreiben. Das Hauptspielzeug in den Pausen an der Schule war der aus Stoff gefertigte Ball. Es gab aber auch Kinder, die schon einen Gummiball hatten. Wir kannten sehr viel Ballspiele; die Mädchen brauchten dazu ein Stück Hausmauer, die Jungens aber für ihr Fußball- oder Schlagballspiel den größten Teil des Schulhofes.

In der Inflationszeit wurde das Geld immer weniger Wert. Zuerst waren es Notgeldscheine von Hundert oder Tausend Mark, dann wurden es Hunderttausend, danach wurden es Millionen und Milliarden, ja zuletzt mit Billionen bezifferte Markscheine. Das Geld hatte keinen Wert mehr, und die Haushalte gerieten durchei-

inander. Doch hier an der Grenze gab es Leute, die ihren Arbeitsplatz bei der belgisch gewordenen Reichsbahn behalten hatten und für ihre Arbeit in belgischen Francs bezahlt wurden. Die dann im Gegensatz zur großen Mehrheit der Dorfbewölkerung ein stabiles und wertvolles Geld hatten. Wir sagten zu diesen Familien die „Francsleute“; ihre Kinder hatten deswegen mehr Spielsachen als die Andern,

im Winter eine Rodel oder im Sommer ein Fahrrad. Man war dann glücklich, wenn man da mal mitfahren durfte. Nach der Inflation wurde es dann ab 1923 etwas besser, aber nur für diejenigen, die eine geregelte Arbeit hatten. Meine Schulzeit dauerte bis 1929; sie war doch eine sehr schöne Zeit meines Lebens.



**Bilder der Familie von Josef Krott (Foto 1928)**

Hier war Maria nach ihrer Schulentlassung im Konsum als Mädchen für alles beschäftigt. Im Bild Frau Krott mit ihren Sohn Karl. Hier arbeitete Maria; 1933 kam sie wegen einer rheumatischen Erkrankung wieder nach Hause.

## **Erkenntnisse, die ich aus dem Erleben zwischen den beiden Kriegen sammelte.**

(Ein Bericht von Maria)

Ostern 1929 wurde ich aus der achtklassigen Volksschule in Roetgen an der Hauptstraße aus der achten Klasse entlassen. Mein Zeugnis war ein sehr gutes, denn ich war eine lernbegierige und aufmerksame Schülerin gewesen, die aber auch daneben ihre Klassenlehrerin Ludmilla Wirtz fast abgöttisch liebte. Das erste Jahr nach der Schulentlassung blieb ich zu Hause, aber danach sollte ich auch in der Familie etwas dazu verdienen. Mein Vater, der als Schreiner einen Arbeitsplatz beim Wasserwerk an der Talsperre hatte, verdiente in der Woche etwa 33 Reichsmark. Meine ältere Schwester Viktoria war bei Fräulein Lauscher in der Nachbarschaft als Schneiderin in die Lehre gegangen. Da ich sehr gerne Schneiderin geworden wäre, war das für mich eine herbe Enttäuschung, als es hieß, ich solle im Konsum etwas Geld verdienen. Es war damals üblich, daß Jungens und noch weniger Mädchen nicht sofort eine Lehrstelle anstrebten, um einen Beruf zu ergreifen, sondern man ging arbeiten, um Geld zu verdienen.

So wurde ich also 1930 vom Konsum, der von Josef Krott geleitet wurde, als Aushilfskraft eingestellt. Da die Familie Krott und hier insbesondere Frau Krott mit ihren zwei Kindern überlastet war, wurde ich hier als Mädchen für alles gebraucht. Ich war tätig als Verkäuferin im Geschäft, machte Botengänge zu den Kunden, versorgte den Haushalt und paßte auf die Kinder auf. Für diese Tätigkeiten bekam ich im Monat einen Entgelt von 20 Reichsmark, eine Bezahlung, die heute sicher unvorstellbar ist. Wie gerne hätte ich auf das Geld verzichtet und wäre in meinem Traumberuf als Schneiderin gegangen, aber den lernte meine Schwester. Es war von den Eltern anders entschieden worden.

Meine Zeit im Konsum, einer Genossenschaft der arbeitenden Bevölkerung, fiel in die Zeit von 1930 bis 1933. Es war die Zeit

der größten Arbeitslosigkeit in der damaligen Weimarer Republik. Hier wurden die Lebensmittel ein paar Pfennige billiger verkauft. Das Volk litt unter den Lasten des ersten Krieges; es mußten Kriegsschulden an die Alliierten bezahlt werden. Milliarden an Geld, die sonst in die Volkswirtschaft geflossen wären und darüber hinaus eine Menge Materialien und Güter, die nun dem arbeitenden Volke fehlten. So fuhren über die Vennbahn, die damals noch zweigleisig war, jeden Tag zwölf Güterzüge mit Kohle beladen nach Frankreich. Zwei Dampflok waren nötig, um die Eisenbahnzüge mit über vierzig Waggons den Berg hinauf durch Roetgen zu transportieren. Frankreich war einer der Sieger des Krieges und Empfänger der Reparationen. Infolgedessen brach die Wirtschaft der Republik zusammen, und die Arbeitslosigkeit wurde immer größer.

Die Männer hatten einfach keine Arbeit. Von den Frauen wurde gar nicht gesprochen. Damals war es bei den Frauen noch so, man hatte einen Beruf oder Erwerb nur solange, bis man heiratete. War man verheiratet, wurde man Hausfrau und „brauchte“ nicht mehr zu arbeiten. Die arbeitslosen Männer saßen an den Wegrändern oder standen in Trupps auf den Straßen. Sie hielten es in ihren vier Wänden ohne Betätigung nicht aus, aber auch flüchteten sie vor dem Gekeife der Weiber, die ja von allem zu wenig hatten. Sie rauchten zu viert eine Zigarette; sie waren verzweifelt und schimpften auf die argen Zeitumstände. Wegen meiner Tätigkeit im Konsum hörte ich in den Gesprächen von den Sorgen und Nöten vieler Familien. Eine Frau mit drei Kindern bekam von ihrem arbeitslosen Mann 12 Reichsmark in der Woche. Wenn ihr Mann dann noch eine Mark für Bier und Zigaretten brauchte, hatte sie nur noch elf Mark für die Familie. Aber in vielen Fällen brauchte der Mann mehr für sich. Und das gab in jedem Fall Unfrieden.



**Bilder der Familie von Josef Krott (Foto 1932)**

Hier war Maria nach ihrer Schulentlassung im Konsum als Mädchen für alles beschäftigt. Das Bild zeigt die beiden Kinder Karl und Leonie.

Man half sich in den Familien. Junge Familien wohnten bei ihren Eltern zur Miete ohne Bezahlung. Hier konnten dann manche Härten ertragen werden. Eine Sozialhilfe oder sogar ein Kindergeld gab es zu der Zeit noch nicht. Es wurden zwar Notstandsarbeiten verrichtet, doch dadurch hatte man nicht mehr Geld, sondern nur mehr Arbeit aber ein gutes Gewissen. So wurde für viele die nahe belgische Grenze der letzte rettende Ausweg. Allerdings war das Schmuggeln von Kaffee, Schokolade und Zigaretten mit einem Risiko verbunden. Aber es wurde doch in vielen Fällen die Existenz der Familien erhalten.

Es gab natürlich auch Zeitgenossen, die rücksichtslos versuchten, die Not der Mas-

sen auszunutzen. Schieber, Großschmuggler und dunkle Geschäftemacher in der Wirtschaft, und Politiker, die agierten und ohne Verantwortung zu ihrem Nutzen arbeiteten. Von solchen Nachkriegspolitikern war auch kaum eine Besserung der Verhältnisse zu erwarten, so daß für radikale Ideen die Meinung der Notleidenden gut vorbereitet wurde. Als 16-Jährige wurde ich durch mein Zeiterleben sehr neugierig und hätte gerne gewußt, wieso dies alles so war. Als erwachsene Frau habe ich dann, durch eigenes Erleben und Anschauung in meiner Umgebung, aber auch durch Lesen in der Weltgeschichte und besonders in der Kirchengeschichte, mir eine Meinung gebildet.



**Die Kinderkommunion bei Tante Lisa im Rommelweg (Foto 1938)**

Maria im Bild am weitesten rechts. Die Tante Lisa (Schwester von Oma Josefine) war mit Hubert Kreitz verheiratet und hatte fünf Kinder: Maria, Cornelia, Reiner, Martha und Werner.



**Maria und Klara (Foto 1938)**

Die beiden Schwestern im Garten an der Windschutzhecke hinter dem Hause. Die Maria hatte sich die Extrauniform von Walter angezogen und spielte mit ihrer Schwester Unteroffizier.



### **Am Hause (Foto 1941) und auf der Bank (Foto 1942)**

Die Fotos waren immer für Walter, der sie dann im nächsten Brief bekam. Auf der Bank an der Brandstraße bei Beuels hat Maria Rolf auf dem Schoß. Die andern Personen sind Bruder Ludwig, der in Urlaub war und Nachbarin Else Kreitz. Unten steht Maria am Törchen in der Brandstraße.

Ich habe festgestellt, von den Römern angefangen über die Germanen, vom alten Testament in der Bibel bis zur Inquisition, vom 30-jährigen Krieg bis zu den beiden Weltkriegen, es ging immer um die Macht. Sie wird am leichtesten erreicht durch Mord und Totschlag. Man sollte aber nicht meinen, daß dies nur ein Privileg der weltlichen Macht war. Im Alten Testament wurde mit allen Mitteln, Gott zu Ehren, um

die Macht gekämpft. Als im Mittelalter die Kirche Christi die Macht hatte, wurde mit bekannten Mitteln wie Krieg, Kirchenbann und Inquisition um die Erhaltung der Macht gekämpft. Das einfache Volk, egal welcher Nation oder Religion, waren immer die Dummen. Dagegen die Leute mit politischer, wirtschaftlicher oder kirchlicher Macht waren immer die Herrscher und Nutznießer. Erst der zweite Weltkrieg

brachte in seiner Schrecklichkeit erste Erkenntnisse, daß man durch eine Gewalt-herrschaft auf einen falschen Weg sei, aber auch nur weil man erkennen mußte, es gab keine herrlichen Siege mehr sondern nur noch Opfer. Da man heute (1973) noch schrecklichere Waffen besitzt, würde der nächste Krieg wohl das Ende der schönen Welt bedeuten. So kann man nur hoffen, daß der Mensch aus dem Elend des Jahrtausende alten Geschehens zu seinem Glück etwas gelernt hat.

## **Wir hatten Glück in schwerer Zeit.**

(Ein Bericht von Maria)

Als mein Mann Ende Juli 1944 für ein paar Tage aus Frankreich in Urlaub kam, konnte man erkennen, daß der Krieg für uns eine bedrohliche Wende nahm. Am 6. Juni 1944 war die viel beschriebene 2.Front wahr geworden. Die Alliierten waren mit starken Kräften in der Normandie in Frankreich gelandet. Mit seiner Kommandierung nach Göppingen zur Kriegsschule hatte mein Mann natürlich Glück, aus dem Kriegsgeschehen der Front heraus zu kommen. Es waren dabei für ihn sogar noch einige Tage Heimaturlaub heraus gesprungen. Als wir dann nach ein paar schönen Tagen am provisorischen Bahnsteig von Roetgen-Süd Abschied nahmen, war es für mich ein beruhigendes Gefühl, daß er nicht mehr zurück an die Front mußte.

Ich bekam dann aus Göppingen fast jeden Tag Post, aber auch die Front kam jeden Tag näher. In der Familie hatten wir natürlich darüber gesprochen, was zu machen sei, wenn der Feind und damit die Front in unser Land käme. Da unser Ort Roetgen ja vor dem Westwall lag, könne er zum Frontgebiet werden. Mein Mann meinte, ich könnte rechtzeitig mit den Kindern zu seiner Schwester Hedwig in Dessau in Thüringen gehen, aber er meinte auch, am sichersten wäre es immer zu Hause. Die Unsicherheit und die Sorge um die Kinder wurden immer größer. Ende

Ich habe in dieser turbulenten Zeit nach dem ersten Krieg, und dies wurde mir in meinem späteren Leben immer wieder bestätigt, die Erfahrung gemacht; wenn jeder seine Ansprüche etwas zurück steckt, mehr Rücksicht nimmt, humaner im Umgang mit andern Menschen ist, auch bereit ist mal ein Opfer zu bringen und damit Andern Freude bereitet, dann sind das die ersten Zeichen, daß man aus der Misere der Zeit heraus kommen kann.

August kamen dann auch schon die ersten zurückgehenden deutschen Soldaten durch den Ort. Es waren meist rückwärtige Einheiten, OT-Leute, Arbeitsmänner, Nachrichtenhelferinnen, Bewachungssoldaten und Kommandanturen aus den besetzten Gebieten. Es waren keine Abbilder einer glorreichen Armee, alles kam ohne Ordnung zurück und brachte erhebliche Unruhe in unseren Ort. Immer öfter angreifende Tiefflieger machten die Unruhe und die Unordnung noch größer. Sie kündigten immer deutlicher das Nahen der Front an.

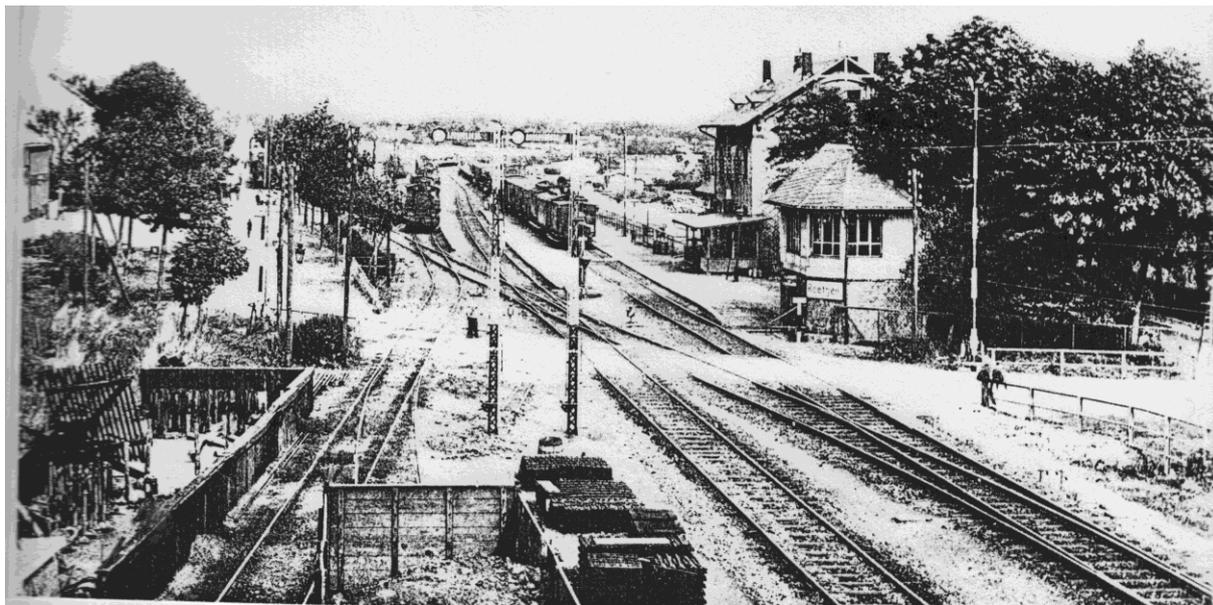
In den letzten Tagen konnte man sich kaum noch auf der Straße blicken lassen. Die Angst und die Ratlosigkeit in der Bevölkerung waren groß. Sollte man flüchten oder zu Hause bleiben? Die NS-Führung wollte alle Volksgenossen evakuieren, aber es klappte nicht. Bereitgestellte Eisenbahnzüge wurden von Fliegern zerschossen; es gab Tote. Meine Eltern wollten im Hause bleiben. Ich wollte aber mit den beiden Kindern weggehen und fuhr mit dem Kinderwagen zum Schwiegervater nach der Mühlenbendstraße. Da aber der bereitstehende Zug wieder von Tieffliegern beschossen wurde, sagte Schwiegervater, es ist zu gefährlich, wir bleiben hier. Aus seiner Erfahrung aus dem ersten Krieg meinte er, die Amerikaner sind auch Menschen. Ich wartete dann eine Gefechtspause ab, und ging mit den Kindern wieder nach

Hause. Meine Eltern waren sichtlich froh, daß wir wieder da waren.

Dann ging es sehr schnell; am 10. und 11. September kamen zurückgehende deutsche Fronttruppen durch den Ort, dann wurde es ganz still. Auf der Brandstraße gingen noch einige deutsche Nachhut, abgerissene aber kampfbereite Soldaten, in Richtung Roter Weg hinter den Westwall zurück. Die Nacht zum 12. September war ruhig und ohne Ereignisse. Erst um die Mittagszeit des andern Tages kamen über Petergensfeld, von Eupen kommend, vorsichtig die ersten Amerikaner über die Grenze in den Ort. Doch sicher im Durcheinander des Rückzuges und zu unserem Glück, waren die Bunker des Westwalls am Ortsausgang an der Talsperre nur schwach und zum Teil gar nicht besetzt. Die deutsche Wehrmacht hatte hier zum Glück für den Ort einen entscheidenden Fehler gemacht. Die „Amis“ kamen von Petergensfeld, über Bahnhofsstraße, Rosental, Rommelweg zur Hauptstraße vor die Bunker auf dem Kreitzenend. Durch MG-Feuer aus den Bunkern fielen zwar hier die ersten Amerikaner auf deutschem Boden. Doch der Widerstand wurde rasch gebrochen; die wenigen Landwehrsoldaten ergaben sich. So konnte der Vormarsch durch den Westwall ohne nennenswerte Verluste der Amerikaner zügig über Rott nach Zweifall und Stolberg fortgesetzt werden. Hier leisteten die deutschen Soldaten aber schon erheblichen Widerstand.

Wie durch ein Wunder war der Ort Roetgen, mit fast der gesamten Bevölkerung, durch den schnellen Vormarsch vom direkten Kriegsgeschehen verschont geblieben. Nur ein paar hundert Menschen aus dem Dorf waren geflüchtet. Die fanden allerdings später bei ihrer Rückkehr von den Einrichtungen ihrer Wohnungen nichts mehr wieder. Die leerstehenden Häuser waren von den fremden Soldaten besetzt worden, die natürlich mit den Einrichtungen nicht so pfleglich umgingen. Unsere Nachbarorte Lammersdorf und Konzen hatte nicht soviel Glück. Dort setzen sich die deutschen Soldaten im Westwall fest

und leisteten Widerstand, Lammersdorf wurde erheblich und Konzen total zerstört. Die Einwohner der Venndörfer waren vollständig evakuiert worden. Was eine Evakuierung vor dem Winter mit Vieh, Kinder und Hausrat bedeutet, kann sich wohl heute in der Wohlstandsdemokratie keiner mehr vorstellen. Die Leute mußten aus der gewohnten Umgebung in eine ungewisse Zukunft gehen, mußten vieles zurück lassen und waren doch ihres Lebens nicht sicher. Roetgen lag nun relativ sicher hinter der Front, aber die Bewohner des Ortes konnten zu Hause bleiben. Dies war auch ein Verdienst der, von der Besatzungsmacht eingesetzten, einheimischen führenden Leuten der Gemeindeverwaltung und auch der Kirche. Wir hatten zwar die Belastung und Gefahr der Frontnähe zu ertragen, aber wir waren zu Hause. Durch gelegentlichen Artilleriebeschuß gab es auch wenige Todesfälle. Es wurden einige Häuser beschädigt oder brannten ab, aber im Ganzen blieb unser Dorf unzerstört. So waren im damaligen Kreis Monschau, Roetgen, Rott und Zweifall bei den wenigen Orten, die in dieser Zeit intakt blieben. Wir mußten nun fast ein halbes Jahr, dicht hinter der Front, mit den „Amis“ den strengen Winter 1944/45 überstehen. Um Unterkunft für die Soldaten zu schaffen, mußte ein Teil der Häuser geräumt werden. Die Bewohner der Häuser wurden in andere Häuser eingewiesen; die Zivilisten mußten also zusammen rücken. Ich kam mit den Kindern zu Nettchen Giesen ins Nachbarhaus. Diese hatte auch zwei Kinder. Meine Eltern mußten dagegen nebenan zum Hause der Bäckerei Reinartz ziehen. Wir konnten aber jeden Tag im geräumten Haus das Vieh versorgen und nach dem Rechten sehen. Wir hatten auch hier wieder Glück, indem wir vernünftige Soldaten im Haus hatten, die unsere Wohnung nicht zerstörten. In vielen Häusern warfen die Soldaten die Möbel auf die Straße oder zerschlugen oder verbrannten sie. Im Hause Giesen hatte ich noch gute Nerven und einen guten Schlaf.



### Gruß aus Roetgen – Bahnhof

Ich war noch nicht mal von einschlagenden Granaten in der Umgebung des Hauses wach geworden. Die Kinder hatten allerdings große Angst vor den Geräuschen des Krieges. Sobald sie Gewehrschüsse, Granateinschläge oder Tiefflieger hörten, saßen sie wie auf Kommando unter dem Tisch. Da im Hause Giesen kein Keller war, mußten wir wenn es gefährlich wurde in den Keller des Hauses Reinartz. Im Keller unseres Hauses suchten dann die Amerikaner Schutz.

Im Frühjahr hatte dann mein Vater auf der langen Wiese noch einen Unterstand gebaut, der aber, Gott sei Dank, fast nie benutzt wurde. Es war eine böse Zeit; wir sahen jeden Tag die großen Bombergeschwader über uns nach Deutschland ziehen. Man sollte fast meinen, dort würde alles Leben ausgelöscht, und ich wußte, daß dort irgendwo mein Mann und der Vater meiner Kinder war. Wir wußten ja nichts voneinander. Den letzten Brief hatte ich im September kurz vor dem Einmarsch der „Amis“ erhalten. Trotz großen Gottvertrauens kamen mir doch schon mal die Gedanken, ob wir uns noch mal wieder sehen würden? Jetzt war es schon März, und die Front rückte immer weiter von uns weg. Es kamen immer wieder neue Soldaten, aber wir konnten wieder in unsere

Häuser. Zum Glück war noch alles in leidlichen Zustand. Es fehlten zwar Tische und Stühle, doch man konnte sich das Fehlende wieder besorgen. Denn in den verlassenen Stellungen auf den Wiesen und auf den Wegen standen viele dieser Möbel herum. Es gab zwar unter den Leuten spätere Hakeleien, wenn andere ihre Möbelstücke suchten. Doch in den meisten Fällen konnte dann alles friedlich geregelt werden.

Zu essen hatte man damals nur das Nötigste, also sehr wenig. Es war ein Glück, daß in Roetgen eine Getreidemühle war, so daß noch immer Brot gebacken werden konnte. Die Kuh gab Milch und Butter und Kartoffeln hatte man noch im Keller. Da die amerikanischen Soldaten mit guter Verpflegung versorgt wurden, hatten sie unsere Kartoffeln im Keller nicht angerührt. Im Gegenteil, wir fanden oft in der Kuhkrippe Büchsen, die von Soldaten dort hingeworfen worden waren. Es war den Soldaten verboten worden, den Zivilisten Lebensmittel zu geben. Als wir schon lange wieder im Hause waren, kamen immer noch Soldaten zu uns, mit der Bitte, etwas für sie zu kochen oder welche, die sich ihre Wäsche von uns waschen ließen. Und dabei fiel immer etwas ab, besonders für die Kinder. Die schwarzen Soldaten waren dabei die Besten. Einer von denen kam

immer zu mir und wollte mit mir sprechen. Da er aber kein Deutsch sprach oder verstand, schaute er mich immer so unendlich traurig an. Ich hatte zwar Angst, aber er wurde nie zudringlich. Vielleicht sah er in mir seine Mutter oder seine Frau?

Die Front rückte immer weiter weg, und im April waren nur noch einige Soldaten in unserem Dorf. Da es in der Umgebung des Hauses fürchterlich aussah, wurde damit angefangen, etwas Ordnung zu schaffen. Von den Panzern und schweren Fahrzeugen waren die Wege grundlos geworden. Ein Fußgänger konnte in dem Schlamm kaum verkehren. Die Wiesen waren zerfahren; sie glichen Äckern. Überall waren tiefe Fahrspuren; eine Grasnarbe war kaum noch zu sehen. Der Garten war verwüstet. Überall lagen Haufen von Abfällen, leere Dosen, Kartuschen und Munitionskisten. Geschützstellungen und Schützenlöcher, alles wurde zugeworfen und eingeebnet. Die leeren Dosen wurden in den Unterständen eingegraben, die dann noch Jahre später einsackten und immer wieder Löcher in den Wiesen verursachten. Hauptsächlich Vater und ich haben viele Wochen gebraucht, um die Spuren des Krieges leidlich zu beseitigen. Dies war auch unbedingt nötig, denn wir brauchten von den Wiesen für Sommer und Winter Gras und Heu für das Vieh. Der Garten konnte nur wenig bestellt werden, denn wir hatten kaum Saatgut und keine Pflanzen. Im Frühjahr hatten wir uns auf nicht geernteten Kartoffelfeldern in die Nähe von Lammersdorf und Simmerath Kartoffeln zum Essen und auch etwas Saatgut geholt. Dies war allerdings sehr gefährlich, weil noch überall auf den Feldern Mienen lagen. In unserer Gegend sind noch lange nach Beendigung des Krieges Leute durch Mienen umgekommen, auch weil sie in Feld und Wald nach Lebensmittelbüchsen und Gebrauchsgegenständen suchten.

Von meinem Mann hatte ich natürlich die ganze Zeit nichts mehr gehört. Keiner wußte vom andern, ob er noch lebte. Man konnte in dieser Zeit nur hoffen und beten und auf Gott vertrauen. Doch als am 1.

Juni 1945, abends gegen 20.00 Uhr, ein Mann in Räuberzivil die Brandstraße herunter kam und bei uns an die Haustür klopfte, war das Walter, mein Mann. Mir blieb vor Überraschung, Schreck und Erwartung fast das Herz stehen, aber er stand leibhaftig vor mir. Er war da, ganz und gesund, nur ziemlich elend, schmal und heruntergekommen. Er hatte das Inferno überlebt und war im Ruhrkessel bei Wissen an der Sieg von den „Amis“ gefangen worden. Von dort war er in eines der berüchtigten, provisorischen Gefangenenlager in Büderich bei Wesel gekommen. In diese Lagern, eigentlich nur umzäunte Äcker und Wiesen, waren auf engstem Raum hunderttausende Kriegsgefangene zusammen getrieben worden. Es hatte dort kaum was zu essen gegeben. Wie ich von Walter hörte, gab es am Tage ein Stück Brot, so groß wie eine Streichholzsachtel, acht Erbsen, acht Bohnen und etwas Salz, dazu Rheinwasser, welches nur abgekocht getrunken werden sollte, aber aus Ermangelung an Feuer und Holz, so getrunken wurde. Die Folge, sehr viele starben an Entkräftung. Man hatte noch Glück, daß keine Epidemie ausbrach. Da diese Lager auch für die Amerikaner ein Problem wurden, suchte die Militärregierung nach einem Monat Bergarbeiter und Landarbeiter. Mein Mann hatte sich darauf sofort als Landarbeiter gemeldet und wurde am andern Tag schon aus dem Lager in Marsch gesetzt. Er wurde dann in zwei Tagen von Büderich über Rheindorf, Jülich, Aachen nach Monschau gebracht und dort aus der Gefangenschaft mit Entlassungsschein entlassen. Nach einer Stunde Fußmarsch von Monschau aus, war er dann bei uns angekommen. Die ganze Familie war glücklich, daß nun alle wieder gesund vereint waren. Besonders meiner Mutter war anzusehen, daß ihr eine große Last vom Herzen gefallen war; von mir kaum zu reden. Nur die Kinder wollten von dem fremden Mann nicht so viel wissen, denn sie kannten ihren Vater ja kaum.



### **Heimurlaub bei der Familie (Fotos 1942)**

Maria mit den Kindern Rolf und Marga und der Vater Walter in Zivil. Bei dieser Gelegenheit wurden auch Walters Eltern eingeladen. Am Haus an der Brandstraße wurde dann dieses Foto gemacht. Die Bilder sind etwas unscharf, aber sie erinnern sicher besser an die unsicheren Zeiten des zweiten Krieges. Von links stehend: Maria und Walter, die Väter Josef und Hubert, Marias Bruder Ludwig und vorne die Mutter Agnes mit Marga und Mutter Josefine mit Rolf.

Wir hatten zwar wenig zu essen und nur das was wir auf dem Leib trugen, aber ich hatte meinen Mann und die Kinder ihren Vater wieder. Obwohl wir uns als Dorfkin-der aus der Schule kannten, hatte ich Wal-ter im Jahre 1933 erst näher kennengelernt. 1934 ging er zum Arbeitsdienst, 1935 wur-de er Soldat und wurde fern von der Hei-mat stationiert. Im Kriege hatten wir geheiratet, und nach zehn Jahren kam er 1945 zurück. In den schönsten und besten Jahren unseres Lebens waren wir kaum zusam-mengewesen. Wir waren jetzt beide 31 Jahre alt, und so konnte jetzt doch noch alles gut werden. Wir konnten noch auf schöne Jahre unseres gemeinsamen Lebens hoffen. Trotzdem gab es Leute im Ort, die uns das Glück nach dieser langen Zeit der Trennung nicht gönnten. Von Weibern, deren Männer noch nicht zu Hause waren, wurde Walter, am Tag, an dem er nach Hause kam und auch noch zu einem späte-ren Zeitpunkt, auf die übelste Weise be-schimpft. Wobei „Nazi“ und „Militarist“ die damals gängigsten Schimpfworte wa-ren. Eine frühere Arbeitskollegin be-schimpfte Walter mit den Worten: „Die größten Schweinhunde kommen zuerst nach Hause“. Die gleiche Frau hat später ihren Mann so schlecht behandelt, daß er aus dem Hause ging und Trost bei einer anderen Frau suchte.

Da jetzt ein Esser mehr im Hause war, mußte auch für seine Verpflegung gesorgt werden. Walters erste Arbeit war, daß er im Feld auf der Obstwiese Kartoffeln setz-te. Wir hatten ja etwas Milch und Butter selbst, aber es fehlten die sonstigen Le-bensmittel. Mehl konnte man damals kaum erhalten. Sogar das Brot wurde mit Mais-mehl gebacken. Um etwas Getreide zu hamstern, sind wir dann, mit aus mehreren Rädern zusammen geflickten Fahrrädern, bis in die Nidegger Gegend gefahren. Wal-ter rauchte nicht, und für seine Zuteilung an Tabakwaren bekamen wir dort von den Bauern etwas Korn und Weizen. Ich war damals schon schwanger mit Herbert, und so waren diese Fahrten für mich recht be-schwerlich. An Bekleidung bekam man so

gut wie nichts, und man mußte sich beson-ders für die Kinder aus alten Sachen etwas Neues machen. Man mußte sich mit allem behelfen. Mein Mann verdiente sein erstes Geld als Straßenarbeiter bei der Gemeinde. Mit diesem Geld konnte man nur die weni-gen zugeteilten Lebensmittel bezahlen. Wenn man etwas Besonderes haben wollte, mußte man einen Gegenwert haben. Die besten Tauschwaren waren Kaffee und Zigaretten. Deswegen kam es dann auch bald zu einem ausgedehnten Schmuggel an der Grenze. Bei den meisten Grenzgängern war es aber „wie gewonnen so zerronnen“. Nur einige mit Verstand kamen doch zu einem Wohlstand, von dem heute noch ihre Kinder profitieren.

Im Herbst 1945 bekam mein Mann dann in der Weberei bei Alois Reinartz im Rommelweg einen Arbeitsplatz. Dort muß-ten zuerst die Fabrikräume aufgebaut wer-den, ehe er als Weber seinen erlernten Be-ruuf ausüben konnte. Seine Laufbahn als Berufssoldat gehörte nun der Vergangen-heit an. Am 1. April 1946 wurde unser drittes Kind, der Sohn Herbert, geboren. Aber die kargen Verhältnisse stabilisierten sich erst nach der Währungsreform im Jah-re 1948. Von einem Tag auf den Andern waren die Geschäfte voller Waren. Man konnte alles kaufen; aber jetzt war das Geld begrenzt. Wir waren inzwischen 34 Jahre alt geworden, aber sehr glücklich. Mit der Zeit ging es uns auch immer bes-ser, weil mein Mann bei Reinartz einen guten Arbeitsplatz hatte, an dem er auch bei Überstunden viel Geld verdienen konn-te. Da meine Eltern viel krank waren, übernahm ich auch bald im Hause die klei-ne Landwirtschaft. Ich hatte natürlich mei-ne Eltern dafür zu versorgen. Aber die Ar-beit war ich ja von Jugend an gewohnt. Da ich im Hause die Kräftigste war, hatte ich diese Arbeiten ja immer verrichtet. Wir hatten jetzt eine hoffnungsvolle Zukunft vor uns, und so danke ich Gott, daß wir alle die schweren Zeiten gesund überstan-den haben und nach langen Jahren in der Familie glücklich vereint wurden.

## **Die Kinder, Rolf, Marga und Herbert.**

(Ein Bericht von Walter)

Rolf war der Erstgeborene; er erblickte am 20. Oktober 1940 das Licht der Welt. Es war Krieg, als Kleinkind wuchs er bei seiner Mutter gut behütet in Roetgen auf. Als sein Vater aus dem Krieg nach Hause kam, war er ein Kind von fast fünf Jahren. Mit sechs Jahren besuchte er die katholische Volksschule an der Hauptstraße in Roetgen. Die acht Jahrgänge dieser Schule nach alter Art besuchte er mit gutem Erfolg in den Jahren von 1947 bis 1955. Nachdem an der Ecke Rosentalstraße-Hauptstraße 1954 eine neue Grundschule erbaut wurde, wurden die alten Schulgebäude an der Kapelle ab 1970 als Kindergarten und Freizeitgestaltung für die Ortsvereine genutzt. Nach seiner Entlassung im 8. Schuljahr, besuchte er von 1955 bis 1957 die Gewerbeschule an der Martinstraße in Aachen. Nach einem guten Schulabschluß, machte er von 1957 bis 1960 eine dreijährige Lehre bei der Elektrofirma Radio-Schwarz in Aachen, die er mit der Gesellenprüfung abschloß.

In den Jahren von 1960 bis 1963 besuchte er das Institut zur Erlangen der Hochschulreife in Köln. In dieser Zeit wohnte er zunächst bei der Familie Erich Offermann in Köln-Longerich und später bei der Familie Arthur Sommer in Opladen. Beides waren durch Vater Walter bekannte und befreundete Familien. Nach Beendigung der Schule in Köln, kam er wieder nach Hause und besuchte in Aachen die Ingenieurschule. Dort machte er dann in den Jahren von 1963 bis 1966 den Ingenieur für die Allgemeine Elektrotechnik. In der Schulzeit in Köln hatte er auf der Hochschule die gleichaltrige Ursula Gehrke aus Opladen kennengelernt. Obschon sein Studium noch nicht abgeschlossen war, ging er mit ihr, am 24. Juli 1964, zum Standesamt und auch zum Traualtar der ev. Kirchengemeinde in Opladen. So wurde dann schon am 28. Februar 1965 Tochter Eva Maria in Roetgen geboren. Er wohnte mit seiner Familie in einer kleinen Wohnung

im Hause Wieland an der Vogelsangstraße in Roetgen. Auch noch vor Beendigung seiner Schulzeit auf der Ingenieurschule in Aachen wurde am 2. Mai 1966 sein zweites Kind Sohn Norbert in Roetgen geboren.

Die junge Familie wurde natürlich in allen Belangen, besonders von Mutter Maria, unterstützt. Nach einem vorzüglichen Abschluß auf der Ingenieurschule in Aachen, trat er seine erste Arbeitsstelle als junger Elektroingenieur bei der amerikanischen Firma Standart Elektrik Lorenz (SEL) an. Die Firma hatte einen Standort in Altena im Sauerland. Nordostwärts von seinem Arbeitsplatz, im Ort Ihmert, bekam die Familie eine Wohnung. Im Jahre 1968 wurde er aber schon mit der gleichen Firma nach Pforzheim in Baden Württemberg versetzt und wohnte dann in Dietlingen, einem Vorort von Pforzheim. Da Rolf bei der amerikanischen Firma noch mit weiteren Standortwechseln rechnen mußte, bewarb er sich, auf Anraten seiner Mutter, für eine Arbeitsstelle bei der Aachener Firma Philips. Auch durch Vermittlung von Schwager Theo Hüsgen bekam Rolf dann im Jahre 1969 eine Arbeitsstelle im Forschungslabor bei Philips in Aachen. Er wohnte dann im Elternhaus in Roetgen, bis er sich im Jahre 1973 auf einem Grundstück der Familie, in Form eines Fertighauses, ein Eigenheim errichtete. Es wurden keine weiteren Kinder mehr geboren. Nach 30 Jahren ist er immer noch, als 58-jähriger Mann, bei der Firma in Aachen tätig und ist mittlerweile eine anerkannte Kapazität in seinem Arbeitsbereich.

Seine Frau Ursula erlangte auf dem Institut zur Erlangung der Hochschulreife in Köln ihr Abitur. Nachdem die beiden Kinder aus dem Größten heraus waren, hier hatte sie in der Versorgung der Kinder eine große Hilfe an ihrer Schwiegermutter, nahm sie wieder ihr Studium auf. Im Jahre 1974 machte sie an der TH-Aachen ihr Examen zur Diplom Biologin.



### **Unsere Kinder (Foto 1950)**

Rolf, \* am 20. Oktober 1940, Marga, \* am 17. Februar 1942, Herbert, \* am 1. April 1946, alle Geburtsort in Roetgen. Auf dem Bild ist Rolf zehn Jahre, Marga acht Jahre und Herbert vier Jahre alt. Alle besuchten die achtklassige Volksschule in Roetgen. Rolf und Marga machten auf den zweiten Bildungsweg ihre Examen und Herbert als Handwerker seine Meisterprüfung. Die berufliche Betätigung: Rolf, Elektro-Ingenieur bei Philips in Aachen, Marga, Dozentin und Professorin an der Musikhochschule in Wuppertal, Herbert, Elektro-Installationsmeister bei der AEG in Aachen/Köln.

Sie bekam 1978 eine Arbeitsstelle an der Kernforschungsanlage (KFA) in Jülich als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Dort promovierte sie dann im Jahre 1981 (Dr. rer. nat.). Als 58-jährige Frau macht Ursula heute (1999) nur noch Teilzeitarbeit auf ihrer Arbeitsstelle in Jülich.

Am 17. Februar 1942 wurde als zweites Kind Tochter Marga in Roetgen geboren. Als Vater Walter aus dem Krieg nach Hause kam, war sie ein Kind von etwas über drei Jahren. Von 1948 bis 1956 besuchte sie die achtklassige kath. Volksschule in Roetgen. Unter Jakob Nießen war im Jahre 1954, mit einigen jungen Leuten, ein Mandolinenorchester gegründet worden. Schon als Schulkind erhielt sie vom Gründer Jakob Nießen eine Ausbildung an der Mandoline, die bis 1957 dauerte. Nach ihrer Schulentlassung hatte sie eine kurze Tätigkeit als Verkäuferin im Roetgener Konsum an der Bundesstraße. Sie wechselte aber bald wieder ihre Berufsrichtung und wurde bei der bekannten Familie Schneider (Brot-schneider) in Aachen Kindermädchen. Da ihr der Umgang mit Kindern Freude bereitete, machte sie von 1963 bis 1965 eine Ausbildung als Kindergärtnerin im Kindergarten der katholischen Kirchengemeinde im Kloster St. Elisabeth. Eine Prüfung legte sie mit gutem Erfolg im Jahre 1965 ab.

Im Mandolinenorchester hatte sie einen jungen Musiker, den Theo Hüsgen aus Aachen, kennengelernt. Aus der Freundschaft wurde eine feste Bindung. Man ging zum Standesamt und am 29. Mai 1965 gab man sich in der katholischen Pfarrkirche, unter Pfarrer Ludwig Heinen, das Jawort. Das junge Paar wohnte zuerst im Elternhaus in Roetgen. Theo hatte einen Arbeitsplatz als Elektro-Ingenieur bei der Firma Philips in Aachen. Marga besuchte nach ihrer Eheschließung eine weiterbildende Schule in Düsseldorf. Dort legte sie dann 1968 die Bildungsreifeprüfung für das Fachabitur ab. Wegen Theos Arbeitsplatz war man inzwischen umgezogen und erhielt eine neue Wohnung an der Rennbahn in Aachen. Dort wurde dann am 16. März

1969, als erstes Kind, Tochter Ricarda geboren. Wegen der Vergrößerung der Familie, mietete man dann 1970 eine größere Wohnung in einem Einfamilienhaus an der Amyastraße 6 in Aachen Burtscheid. Marga und Theo gründeten dann 1971 den Aachener Zupfmusiker Kreis, dem dann zehn Zupfmusiker angehörten.

In Burtscheid wurde dann am 21. Dezember 1971, als zweites Kind, Sohn Tobias geboren. Danach gab es dann, trotz guter pekuniärer Verhältnisse, seit 1973 Schwierigkeiten in der Ehe. 1974 machte Marga die Prüfung als Musiklehrerin in München, und seit 1979 ist sie Dozentin für Mandoline an der staatlichen Musikhochschule Rheinland im Institut Wuppertal. Im gleichen Jahr, 1979, wurde die Ehe mit Theo Hüsgen geschieden; durch die Musik blieben die Beiden aber doch verbunden. Seit 1980 ist Marga Bundesmusikleiterin im Bund deutscher Zupfmusiker und Theo Geschäftsführer im Landesverband Nordrhein Westfalen. Man hat also auf musikischem Gebiet immer noch eine enge und freundschaftliche Verbindung.

Nachzutragen wäre noch, daß Marga die Kinder einer in Suchtschwierigkeiten geratenen befreundeten Frau in ihre Familie aufnahm. Von 1970 bis 1977 Kind Tanja und von 1973 bis 1977 auch noch Brüderchen Hauke. Mit ärztlicher Hilfe schaffte die junge Frau dann wieder in normale Verhältnisse zu kommen und konnte ihre Kinder nach sieben Jahren wieder in die eigene Obhut nehmen. Marga ging dann ganz in ihrem Beruf auf. Sie lebte glücklich und zufrieden in ihren Musikkreisen. Ihre Kinder wurden erwachsen, blieben aber mit der Mutter in Verbindung. Sie ging dann am 8. Januar 1998 mit dem weit jüngeren Musiker Marlo Strauß eine zweite Ehe ein. Man wohnt immer noch in der Amyastraße in Burtscheid. Nach ihrer neuen Ehe ist aber das Haus umgebaut und ihr Eigenheim geworden. Dank ihrer großen Energie, hat die Professorin Marga das alles geschafft und lebt heute mit großer Freude in Beruf und neuer Ehe.



**1. hl. Kommunion von Rolf und Marga (Foto 1950)**



**Rolf mit seiner Freundin Ursula Gehrke (Foto 1963)**

Die kleine schwarz/weiße Katze in Ursulas Händen ist das „Pelein“. Sie wurde gerade von den Beiden aus Opladen „entführt“ und nach Roetgen gebracht. Dort vermehrte sie sich fleißig. Alle schwarz/weißen Katzen in Roetgen stammen wahrscheinlich vom Pelein ab.

Das dritte Kind in der Ehe von Maria und Walter war Sohn Herbert. Er wurde nach dem Kriege am 1. April 1946 in Roetgen geboren. Auch Herbert besuchte von seinem sechsten Lebensjahr an, in der Zeit von 1952 bis 1960, die kath. Volksschule an der Hauptstraße in Roetgen. Er war ein guter Schüler, der aber nur das mit ganzem Herzen machte, was ihm Freude bereitete. Er hielt in seiner Art mehr von handwerklicher Tätigkeit, als wie von geistiger Büffelei. Deswegen war er in den letzten beiden Schuljahren sehr oft in der Schreinerwerkstatt von Oskar Nellessen an der Keusgasse zu finden. Von Oskar und dem dort arbeitenden Gesellen Benno Krings hatte er sich dann auch viele handwerkliche Fähigkeiten aneignen können. Nach seiner Entlassung aus der Volksschule im Jahre 1960 wurde eine Eignungsprüfung zur Aufnahme in eine höhere Schule von ihm nicht bestanden. Mutter Maria hatte ihn deswegen nach Aachen geschickt. Er kam freudestrahlend nach Hause und sagte: „Die können mich nicht brauchen“. Da die Eltern aber ihren Sohn kannten, wurde er in eine handwerkliche Lehre geschickt. Er machte dann von 1960 bis 1963 eine Lehre im Elektro-Handwerksbetrieb Hupp in Monschau, die er dann mit der Gesellenprüfung abschloß. Als Geselle arbeitete er dann von 1963 bis 1966 bei der Elektro-Firma Paland in Aachen.



**Herbert mit 12 Jahren (Foto 1958)**

Im Frühjahr 1966 wurde Herbert dann Soldat. Er wurde zur Bundeswehr nach

Büdel in Holland einberufen. Dort verpflichtete er sich als Zeitsoldat auf vier Jahre Dienstzeit. Zwei Tatsachen waren ausschlaggebend für diesen Entschluß; erstens war er ein sehr sportlich veranlagter Mann, dem das freie, harte Leben unter gleichaltrigen Kameraden Spaß machte, und zweitens, er überbrückte mit seiner vierjährigen Dienstzeit die erstmalig in der Bundesrepublik einsetzende wirtschaftliche Rezession, die um die Mitte der sechziger Jahre einsetzte. Er hatte von seinem Standpunkt ausgehend die Lage richtig eingeschätzt. Dazu kam noch, daß die im Ausland stationierten Soldaten doppelten Sold erhielten und manchen anderen Vorteil hatten. Dazu gehörten mehr Freizeit, billige Waren und Autos. Nach vierjähriger Dienstzeit wurde er als Stabsunteroffizier entlassen und erhielt eine angemessene Abfindungssumme.

Nach seiner Dienstzeit fand er dann auch eine neue Arbeitsstelle bei der Firma AEG in Aachen. In dieser Zeit machte er dann in Tages- und Abendkursen, mit gutem Erfolg, die Meisterprüfung als Elektroinstallateur. Als Privileg für seine Dienstzeit bei der Bundeswehr wurden die Kosten der Meisterprüfung vom Staat getragen. Ab 1970/71 leitete er mit einer Arbeitsgruppe die umfangreichen Installationsarbeiten im Aachener Klinikum und in den Neubaugebieten der immer mehr sich ausbreitenden Dörfern und Städte im Aachener und Kölner Raum. Im Jahre 1976 begann er auf einem Grundstück der Familie an der Knippstraße mit dem Bau seines Hauses. Jetzt kamen ihm die handwerklichen Fähigkeiten zu gute, die er sich bei Oskar Nellessen und später auf den vielen Baustellen durch offene Augen angeeignet hatte. Den Architekten, die Fenster, Beton- und Putzarbeiten ausgenommen, erstellte er sich, bis 1981 in eigener Regie, ein schönes, modernes und geräumiges Haus. Da er praktisch nur die Materialkosten zu zahlen hatte, konnte er, dank seiner Fähigkeiten, weit komfortabler bauen als ein normaler Arbeiter.



#### **Der 74. Geburtstag von Opa Hubert (Foto 1959)**

Personen von links: Marias Schwester Viktoria mit ihrem Mann Anton Esser, das Geburtstagskind, Marias Vater Hubert Reinartz, Walter, Horst der Sohn von Walters Schwester Hedwig, Herbert und seine Mutter Maria, vorne Christa, die Tochter von Schwägerin Hedwig, der Witwe von Marias Bruder Ludwig, Hannelore die Tochter von Viktoria und Marga die Tochter von Maria und Walter. Es war der letzte Geburtstag von Opa Hubert. Kurz vor seinem 75. Geburtstag starb er am 7. September 1960.

In seiner Freizeit war Herbert ein vielseitiger Sportler. Er war nicht nur aktiver Spieler in einer Mannschaft, sondern er war auch Übungsleiter und Trainer in Handball und Leichtathletik. Als aktiver Handballer spielte er beim TV Roetgen, später beim ASV Schwarz Rot Aachen und bei der Alemannia Aachen. Als Trainer war er bei den Handballern von Schwarz Rot, SVS Merksteint, TSV Eupen und dem TV Roetgen tätig. Im Laufe dieser Tätigkeiten lernte er auch seine spätere Ehefrau die Alice Capune aus Birkesdorf kennen. Nach seiner aktiven Zeit im Leistungssport, war er dann nur noch Freizeitsportler. Um sich fit zu halten, betrieb er im fortgeschrittenen Alter Tennis, Golf, Segeln und Wintersport.

Am 20. Dezember 1981 ging Herbert mit der Alice Capune, der Tochter einer wohlhabenden Familie aus Birkesdorf, zum Standesamt. Nach Fertigstellung seines Hauses an der Knippstraße wurde dann, am 4. September 1982, im eigenen Hause, mit der großen Familie und vielen Freunden, die Hochzeit gefeiert. Die kirchliche Trauung wurde in der katholischen Pfarre St. Hubertus vom Pfarrer Walter Knöllinger vollzogen. Die am 17. Juli 1954 in Birkesdorf geborene Alice studierte in Bonn. Sie arbeitete zunächst als Volontärin in der Apotheke ihres Schwagers Klaus Schmitz in Mönchengladbach. In Bonn hatte sie 1982 ihr Examen als Apothekerin mit gutem Erfolg bestanden. Danach hatte sie Arbeitsstellen in verschiedenen Apotheken in Stolberg und Aachen. Herbert mußte

sich im Jahr 1989 einer schweren Herzoperation unterziehen. Alice machte sich als Apothekerin selbständig und erwarb am 19. März 1990 die Habsburgerapotheke an der Kamperstraße in Aachen. Nach einer überstandenen Ehekrise vertrugen die Bei-

den sich wieder. Aber Herbert mußte, wegen seiner Herzprobleme, vorzeitig sein Berufsleben aufgeben. Ab Juli 1998 lebt er mit 52 Jahren als Berufsunfähiger im vorgezogenen Ruhestand.

### Die Hochzeiten der Kinder:



#### Hochzeit von Ursula und Rolf (Foto 1964)

Rolf und Ursula Gehrke beide 24-jährig, gehen zum Standesamt in Opladen und heiraten am 24. Juli 1964 in der ev. Kirchengemeinde in Opladen.



**Hochzeit von Marga und Theo (Foto 1965)**

Marga (23) und Theo Hüsgen (29) gehen zum Standesamt in Roetgen und bekommen von Pfarrer Ludwig Heinen am 29. Mai 1965 den Segen der Kirche in der Pfarrkirche St. Hubertus in Roetgen.



**Hochzeit von Alice und Herbert (Foto 1982)**

Herbert (36) und Alice Capune (28) gehen zum Standesamt in Düren und heiraten unter Pfarrer Walter Knöllinger am 4. Sept. 1982 in der Pfarrkirche St. Hubertus in Roetgen.

## **Eine glückliche Zeit mit Maria, neben der kleinen Landwirtschaft, der Umbau des Hauses. Ihr Hobby waren die Kinder.**

(Ein Bericht von Walter)

In Krisen- und Kriegszeiten zogen die Familien immer enger zusammen. So war es auch mit meiner Familie im 2. Weltkrieg und in den ersten Nachkriegsjahren gewesen. Als ich am 1. Juni 1945 aus der amerikanischen Gefangenschaft nach Hause kam, wohnten in Marias Elternhaus neben den Eltern, Maria mit den beiden Kindern Rolf und Marga auch Marias Schwester Viktoria mit ihrer Tochter Hannelore. Wir hatten zwei Zimmer, Wohnküche und Schlafzimmer in Untergeschoß zur Straße hin. Die Schwiegereltern bewohnten die große Küche am Kuhstall und hatten ihr Schlafzimmer im Obergeschoß zur Nordseite. Schwester Viktoria bewohnte mit ihrer Tochter eins der Zimmer im oberen Stockwerk zur Straße hin. Für die ganze Familie wurde gemeinsam gekocht und in der großen Küche der Eltern gegessen.

Auf meinem Wunsch änderte sich das nun. Ich war jetzt schon über fünf Jahre verheiratet, hatte zwei Kinder und wollte endlich anfangen, in meiner Familie zu leben. Maria und die Anderen verstanden das auch, und so wurde nun in Zukunft das Wenige, das vorhanden war, an meinem Tisch gegessen. Da Maria die kleine Landwirtschaft der Eltern weiter versorgte, hatten wir wenigstens etwas Milch und Butter. Meine Frau hat schon in ihren Berichten auf die karge und ernste Ernährungslage in den ersten Jahren nach dem Kriege hingewiesen, so daß ich mir hier weitere Ausführungen ersparen kann.

Noch vor Weihnachten 1945 kam Marias Bruder Ludwig aus englischer Kriegsgefangenschaft nach Hause. Er bekam nun das zweite Zimmer im Obergeschoß an der Straßenfront des Hauses zugewiesen. So wurde ein weiteres Mitglied der Familie mit Wohnraum und Verpflegung versorgt. Ich hatte inzwischen Arbeit bei der Gemeinde als Straßenarbeiter gefunden. Vom damaligen Gemeindevorarbeiter Alois Gears wurde ich dann, sozusagen als Milita-

rist und als öffentliche Warnung, an den belebtesten Stellen des Ortes zu Erdarbeiten an Straße und Weggraben eingesetzt. Mit dem Geld, was ich verdiente konnte man damals, außer den zugeteilten Rationen, nichts kaufen. Die Hauptlast der Hausarbeit und der Tiere lag auf Marias Schultern. Auf dem zum Hause gehörenden Wiesenland von insgesamt sieben Morgen konnten zwei Milchkühe, ein Rind und jeweils ein Kälbchen gehalten werden. Diese Tiere mußten besonders im Winter auf das Beste versorgt werden. Das hieß, Stallausmisten, Melken, Tränken und Füttern waren ihre täglichen Arbeiten. Am Morgen um 7.00 Uhr mußte die Milch an der Straße stehen. Sie wurde dann von der Molkerei dort abgeholt. Dazu mußten dann noch der Ehemann und zwei Kinder versorgt werden. Im Sommer war es etwas leichter, aber auch dann mußte gemolken und getränkt werden. Die Außenarbeiten wurden ihr natürlich, in jedem Fall, von Mann und Vater abgenommen. Aber man war trotz der vielen sich kaum lohnender Arbeit glücklich, daß man nach so langer Zeit endlich zusammen leben konnte. Am 1. April 1946 wurde dann unser drittes Kind der Sohn Herbert geboren.

Marias Schwester Viktoria hatte Nachricht von ihrem Mann, daß er wohlauf sei und in Amerika in Gefangenschaft war. Im Frühsommer 1946 kam dann auch Anton Esser, der Ehemann der Viktoria, aus Amerika nach Hause. Er hatte sogar für jeden eine Kleinigkeit mitgebracht, für die Frauen ungewohnte Süßigkeiten und für die Männer etwas zum Rauchen. Da aber für die Familie mit Kind nun zu wenig Platz im Hause war, bekamen sie eine Wohnung im Hause von Hubert Steffens auf dem Kreitzenend. Sie wohnten dort einige Jahre bis 1950, um dann im elterlichen Haus von Anton am Rommelweg eine Wohnung zu beziehen.



### **Besuch aus Bendingbostel und aus Opladen (Foto 1951)**

Bei Schwester Hedwig in Dessau/Kochstedt hatte Walter seinen letzten Urlaub als Soldat verlebt. Sie war aber nach Kriegsende mit ihrem Mann Kurt Luttmann in dessen Heimatort Bendingbostel gezogen. Dort betrieb er mit seinem Bruder Fritz eine Tischlerei. Walters Freund Arthur Sommer machte um diese Zeit mit seiner Frau Leni die ersten Besuche in Roetgen. Als Damenfrisör war er im Begriff seine Meisterprüfung zu machen. Auf dem Bild die Personen von links: Sohn Rolf, Maria und Walter, davor Sohn Herbert, Leni die Frau von Arthur Sommer (er fotografiert), Walters Schwester Hedwig mit ihrem Mann Kurt, davor die Kinder von Hedwig, Sieglinde, Wolfgang und Horst, Marias Tochter Marga und der Sohn Siegfried von Arthur Sommer. Die Nachkömmlinge, Sohn Fred von Hedwig und Tochter Roswitha von Leni, waren zu der Zeit noch nicht geboren.

Da Anton aber als Versicherungskaufmann eine Arbeitsstelle in Aachen hatte, bezog die Familie 1954 eine Wohnung an der Augustastraße in Aachen.

Inzwischen hatte Marias Bruder Ludwig am 12. Januar 1950 die Hedwig Schell aus Miltenberg am Main geheiratet. Sie bekamen eine Wohnung in den ehemaligen Zollhäusern an der Ecke Brandstraße Roetgenbachstraße. Nun gab es mehr Platz im Hause. Die Kinder bekamen nun ihr Schlafzimmer im Obergeschoß des Hauses. Ich arbeitete inzwischen bei der Tuchfabrik Alois Reinartz am Rommelweg. Nach der Währungsreform 1948 verdiente ich dort mein Geld, mit dem man wieder etwas kaufen konnte. Der Betrieb, der durch die Kriegseinwirkungen sehr gelitten hatte, war von uns Arbeitern wieder aufgebaut und produktionsfähig gemacht worden. Auf den instand gesetzten Webstühlen wurden zunächst versucht, die von Granatsplitter beschädigten Ketten zu weben, welche in der Besatzungszeit liegengelassen waren. Es war eine mühselige Arbeit, aber es wurden doch Stoffe produziert. Danach wurde dann, nach einer Produktionsanweisung der Militärregierung Artikel gewebt, um die Bevölkerung mit Tuche zu versorgen. Es waren zunächst Tuche aus Streichgarnen, aber nach der Währungsreform 1948 wurden wieder Tuche mit besserer Qualität aus Kammgarnen gewebt.

In der Zeit nach dem Kriege, bis zur Währungsreform im Jahre 1948, lag der Jahresverdienst eines Arbeiters noch bei Zweitausend Reichsmark. Aber 1949, nach Einführung der Deutschen Mark, verdiente ich schon mit Viertausend Deutsche Mark das Doppelte. Durch sehr viele Überstunden in meinen speziellen Tätigkeiten, aber auch durch den steigenden Lohn, erreichte ich bis zum Jahr 1959 schon ein Jahreseinkommen von Zehntausend Deutsche Mark. Dies war aber der doppelte Verdienst eines normalen Arbeiters. Ich hatte deswegen jetzt mehr Geld, und vor allen Dingen machte sich dieser Mehrverdienst später bei der Rentenversicherung sehr positiv bemerkbar. Ich war im Betrieb der „Erste

Mann“ in Arbeitsgang und Musterungen. Durch meine Fertigkeiten in den Vorarbeiten, besonders im „Kettenandrehen“ (Knoten der Fäden), erreichte ich im Akkord einen doppelten Stundenlohn. Bei der Firma herrschte ein gutes Betriebsklima, so daß die Arbeiter sehr viel Freiheit hatten und gute und sehr viele Arbeit geleistet wurde.

Da wir Arbeiter alle kleine Landwirte waren, konnten wir unserer Arbeitszeit in der Heuzeit zu unsern Gunsten verschieben und bei gutem Wetter im Heu arbeiten. Zu Hause ging das Leben dann seinen gewohnten Gang. Die Männer machten die schwereren und gröberen Arbeiten und Maria die Hausarbeiten, zum Teil auch für die Eltern. Als dann Marias Mutter Josefine am 9. September 1952 plötzlich an Herzversagen starb, mußte sie die Versorgung ihres Vaters ganz übernehmen. Dies bereitete aber keine Probleme. Neben der großen Küche standen ihr jetzt auch die Bezüge ihres Vaters zur Verfügung. Doch nach kurzer Zeit erlitt die Familie noch einen weiteren Verlust. Am zweiten Weihnachtstag, den 26. Dezember 1954, starb Marias Bruder Ludwig an einem Herzkrampf (Angina Pectoris) plötzlich im Alter von 33 Jahren. Das war natürlich für seine Frau Hedwig ein unfaßbarer Schicksalsschlag. Sie litt sehr unter den Tod ihres Mannes. Maria holte darauf Hedwig mit Tochter Christa, die gerade zwei Jahre alt war, ins Haus. Hedwig bezog dann Opas Schlafzimmer. Wir verlegten unser Schlafzimmer ins Obergeschoß, und der Vater bekam unser bisheriges Zimmer im Untergeschoß.

Marias Vater vermachte schon zu Lebzeiten sein Vermögen seinen Kindern. Da Maria die Eltern lange Jahre gepflegt und Vater noch pflegebedürftig war, bekam sie Haus und Hof mit allem Inventar und dem Vieh. Christa, die Tochter von Hedwig, deren Vormund der damalige Bürgermeister Eugen Reinartz war, bekam die zwei Morgen Land an der Schleebachstraße. Da Maria die Landwirtschaft weiterführen sollte, bekam Schwester Viktoria kein

Land, sondern sie mußte von uns ausgezahlt werden. Schwägerin Hedwig bekam auch von uns eine zusätzliche Auszahlung.

Schon im Jahr 1955 begannen wir mit dem Ausbau der ehemaligen Werkstatt von Vater Hubert. Dieses Zimmer war eigentlich der schönste Raum im ganzen Haus und sollte unser Wohnzimmer werden. Die Arbeiten machte Schreinermeister Oskar Nellessen. Es wurde ein neuer Fußboden gelegt und an Stelle der beiden kleinen Fenster, wurde ein großes Fenster eingebaut. Inzwischen war auch in der Brandstraße eine Wasserleitung gelegt worden. Bisher hatten wir das Wasser für Mensch und Tier aus einem Brunnen im Keller, mittels der großen Pumpe in der Küche bezogen. Der Brunnen im Keller des Hauses ist heute (1999) noch intakt. Da das Wasser jetzt aus der Leitung kam, wurde in unserer ehemaligen kleinen Küche ein Badezimmer abgeteilt. Davor blieb ein Durchgang zu Opas Schlafzimmer. Da wir uns bisher mit Pumpenstein- und Schüsselbäder begnügen mußten, war das Bad in der Wanne eine tolle Errungenschaft. Das Badewasser wurde in einem mit Strom betriebenen Boiler warm gemacht.

Marias Vater wurde mit den Jahren immer abständiger, so daß ich nach und nach auch seine Arbeiten übernehmen mußte. Es waren Arbeiten wie die Heckenschur, Grasmähen, Kartoffeln setzen und die Instandsetzungsarbeiten an Haus und Hof. Besonders die acht Meter hohe Buchenschutzhecke lag ihm am Herzen. Doch als er sah, daß sein Schwiegersohn das auch konnte, war er zufrieden. So stand ich dann im Juni in der Heuzeit, ehe ich zur Arbeit ging, morgens um vier Uhr schon an der Sense und mähte soviel Gras wie Maria am Tage bearbeiten konnte. Abends wurde dann bis zur Dunkelheit im Heu gearbeitet. Wenn das Gras trocken war, wurde das Heu von der Hauswiese von mir mit dem Leiterwagen eingefahren. Maria stand dann am Heuschlag, und ich reichte ihr das Heu mit der langen Gabel hoch.

So arbeiteten wir Jahr für Jahr, und als Schwiegervater am 7. September 1960, im

Alter von 75 Jahren starb, hatten wir schon den größten Teil der Verbindlichkeiten an die Erben ausgezahlt. Mittlerweile waren die Kinder schon fast erwachsen geworden, Rolf 20 Jahre, Marga 18 Jahre, beide waren in der Ausbildung, und der 14-jährige Herbert fing eine Lehre als Handwerker an. Maria merkte auch schon die Last der Jahre und hatte auch nicht mehr die Kräfte ihrer jungen Jahre. So wurde eines Tages ausgesprochen, was man schon lange erkannt hatte: Mit der ganzen Schuferei in der Landwirtschaft war kein großer Verdienst zu erwerben. Der Entgelt lohnte sich nur in den wenigen Monaten nach dem Kalben der Kühe, ansonsten die gleiche Arbeit aber weniger Einnahmen. Alle Tiere machten sehr viel Arbeit, brauchten ihre Pflegen, und deswegen hatte man kaum eine Freizeit. Zuerst schafften wir die Schweine und Hühner ab und hielten uns nur noch eine Kuh. Es war der Beginn, die kleine Landwirtschaft zu beenden und einen neuen Abschnitt im Leben auf dem Lande zu beginnen. In späteren Jahren wird man sicher sagen: „Das war nicht die beste Entscheidung“. Aber sie verbesserte zu dieser Zeit unser mit sehr viel Arbeit verbundenes Leben.

Im Laufe der nächsten Jahre sollte auch die letzte Kuh verkauft werden, um die Schuferei mit der kleinen Landwirtschaft zu beenden. So begannen wir dann am Anfang der sechziger Jahre mit dem Umbau des Hauses. Unser Wohnzimmer wurde durch einen Durchbruch zum Zimmer, wo Opa Hubert zuletzt geschlafen hatte, vergrößert. Der Teil des Heustalls, der im Wohnhaus lag, wurde auch zu einem großen Zimmer umgebaut und mit dem Zimmer an der Nordseite des Hauses verbunden. Die Bauarbeiten wurden in eigener Regie von mir, Maria, Herbert und Oskar Nellessen durchgeführt. Die beiden Zimmer wurden dann für ein kleines Entgelt an Familie Sommer aus Opladen vermietet.



**Zu Gast bei Maria in Roetgen (Foto 1962)**

Man verkehrte viel miteinander, machte Gänge in den nahen Wald und Romee- und Cana-  
starunden. Die Ehepaare v.r.: Oskar und Dora, Maria und Walter, Arthur und Leni, sowie die  
Kinder Roswitha mit Freundin.



**Vor den Spaziergang (Foto 1966)**

Personen vorn v.l.: Walter und Arthur, hinten: Leni, Oskar, Dora und Maria.



**Zu Gast bei Leni in Opladen (Foto 1964)**

Man besuchte auch die Opladener, hier zum Jahreswechsel. Im Hause an der Wilhelmstraße wurde man immer gut bewirtet. Hier v.l.: Leni, Roswitha, Walter, Maria, Arthur und der Kopf von Oskar.



**Beim Spaziergang (Foto 1966)**

Auf dem Steg v.l.: Maria, Dora und Leni, im Dreilägerbach Walter.

Arthur Sommer war ein Freund aus meiner Soldatenzeit. Wir hatten uns 1935 in Königsberg in Ostpreußen kennengelernt. Wir hatten uns auch nach dem Kriege nicht aus den Augen verloren und uns schon öfter besucht. So konnte er nun ab 1962 jedes Wochenende mit seiner Frau Leni nach Roetgen kommen. Das war dann für uns eine schöne Abwechslung, besonders auch für Maria, die bisher ja die Hauptlast der Arbeit in Haus und Stall getragen hatte. Auch die beiden Frauen verstanden sich prächtig miteinander. Mit Spaziergängen, Unterhaltung und Kartenspiel hatte man eine schöne Zeit miteinander.

Leider dauerte diese Zeit nur zwei Jahre. Als Sohn Rolf 1964 heiratete, war er noch nicht mit seiner Berufsausbildung fertig. Es zog noch vor der Heirat mit seiner evangelischen Frau Ursula in ein Appartement in Aachen Forst. Ursula arbeitete damals im Klinikum in Aachen. Von ihrem Gehalt lebte das junge Paar. Sommers bekamen indessen zwei Zimmer bei Oskar Nellessen und konnten auch weiterhin die Wochenenden in Roetgen verbringen. Als dann 1965 Eva Maria geboren wurde, fand Rolf an der Lammerskreuzstraße bei der Familie Wieland eine größere Wohnung. Als Tochter Marga dann im Mai 1965 den Theo Hüsgen heiratete, bezogen diese nun die beiden Zimmer in Margas Elternhaus. Maria hatte so immer ihre Kinder, in der ersten Zeit ihrer Ehe, in ihrer unmittelbaren Obhut. 1967 war es dann endgültig soweit, wir verkauften die letzte Kuh und hörten mit der kleinen Landwirtschaft auf. Wir verkauften dann das Grundstück an der Kirschfinkgasse unter der Bahn, um mit diesem Geld im Hause zwei Mietwohnungen auszubauen. Diese sollten dann auch für Maria eine Altersversorgung sein. Sie hatte zwar ihr Leben lang tüchtig gearbeitet, aber als Hausfrau keine Rentenansprüche erworben. Marga zog im gleichen Jahr mit ihrem Mann Theo nach Aachen, und Herbert begann mit Hilfe von Helmut Greuel das Haus umzubauen.

Dem Baufacharbeiter Helmut Greuel wurden für seine Hilfe beim Umbau des

Hauses an seinem Hause an der Kirschfinkgasse ein Baugrundstück überlassen. Der Quadratmeterpreis für das Bauland lag damals bei 20,- DM. Ihm wurde aber das Bauland für 3.50 DM überlassen. Beim Umbau im Hause erhielt der Keller eine neue Betondecke. Das Treppenhaus wurde modernisiert und erhielt eine neue Stiegentreppe. Durch Versetzen einer Wand wurde der Hausflur etwas breiter. Das Zimmer über den Keller wurde dadurch etwas kleiner und als Schlafzimmer benutzt. Es hatte jetzt den Eingang vom Wohnzimmer aus. Das Obergeschoß wurde zu einer abgeschlossenen Wohnung umgebaut. Im Treppenhaus entstand ein Durchgang zum Dachboden. Neue Maurern wurden gesetzt, neue Türen gebrochen, alte Türen zugemauert. Von einer kleinen Diele der umgebauten Wohnung konnten jetzt alle Zimmer erreicht werden. Das ehemalige Schlafzimmer der Schwiegereltern an der Nordseite war in Küche und Bad umgebaut worden. Nach Fertigstellung entstand eine sehr schöne Wohnung mit etwa 82 Quadratmeter Wohnfläche, mit Wohnzimmer, Küche, Bad, Schlafzimmer und einem Kinderzimmer. Zur vermieteten Wohnung gehörte die Benutzung von Teilen des Dachboden und Kellers und einer Garage. Beheizt wurde die Wohnung von einem Ölofen, der durch eine Leitung vom Öltank im Keller versorgt wurde. Unsere Wohnung im Untergeschoß des Hauses wurde von drei Heizkörpern einer Nachspeicherheizung beheizt.

Als erster Mieter bezog 1969 Bernd Hast mit seiner Frau Roswitha geb. Offermann die neue Wohnung. Es war eine junge, angenehme Familie mit Kind. Sie wohnten bei uns bis 1975. Danach, am 1. April 1975, zog die von ihrem Mann getrenntlebende junge Frau Gisela Gerards geb. Hansen bei uns ein. Die dann im Laufe der folgenden Jahre den Rudi Spreitzer heiratete. Doch im Jahre 1971 hatte Herbert mit dem Umbau der Stallungen im Anbau begonnen. Beim Umbau blieben dort nur die Außenmauern stehen.



### **Das Hobby von Maria waren die Kinder (Foto 1950)**

Bei einer der so genannten Heiratstauglichkeitsuntersuchungen im Dritten Reich bekam Maria von einer Frauenärztin den Bescheid, sie könne keine Kinder bekommen. Man machte sich damals keine großen Gedanken über die Gefühle, die man bei einer solchen Feststellung bei einer jungen Frau anrichtete. Man war damit für die Volksgemeinschaft als weniger nützliches Mitglied uninteressant. Doch diese fragliche Prognose stellte sich nach Marias Eheschließung schon bald als Fehldiagnose heraus. In der Ehe wurden drei Kinder geboren. Im Bild oben sieht man die drei prächtigen Kinder: Tochter Marga acht, Herbert vier und Rolf zehn Jahre alt.



**Das Hobby von Maria waren die Kinder (Foto 1974)**

Im Foto sieht man Oma Maria 1974, mit 60 Jahren, mit ihren Enkelinnen Eva Maria, die Tochter von Sohn Rolf mit neun Jahren, und Ricarda, die Tochter von Marga im Alter von fünf Jahren. Dazu kamen dann noch die beiden Enkel Norbert und Tobias. Alle liebten die Oma Maria und waren sehr oft bei ihr im Hause anzutreffen.

Der Eingang zur Wohnung lag im hinteren Giebel an der Windschutzhecke. Im Untergeschoß lag rechts von Diele, Gästetoilette und Treppe, das Wohnzimmer und links die Küche. Im Obergeschoß waren Schlafzimmer, Kinderzimmer und Bad, sowie ein Aufgang zum Speicher. Zur Wohnung gehörte auch eine Garage. Die Wohnung war auch 85 Quadratmeter groß. 1973 war der Umbau fertig. Das ganze Haus war auch mit neuen Frankfurter Pfannen gedeckt worden. Als erster Mieter zog dann der Unternehmer Klaus Kukartz mit Frau und Kind in die neue Wohnung. Da Maria mit der Frau Kukartz nicht zurechtkam, wurde der Mietvertrag nach einigen Jahren gekündigt. Wonach dann die Familie in eine neue Wohnung außerhalb des Ortes zog. 1976 heiratete dann Neffe Dietmar die Dorothea. Er war der älteste Sohn meiner Schwester Erna. Er bekam dann die frei gewordene Wohnung. In der Wohnung wurden auch seine zwei Kinder Debora und Benjamin geboren.

Maria war jetzt mit ihren Mietern zufrieden. Im Obergeschoß des Hauses wohnte Gisela und im Anbau Dorothea mit Dietmar. Jetzt konnte man in aller Ruhe auf die vergangenen Jahre zurück blicken. In alle den Jahren des Arbeitens und Schaffens, in denen die Kinder heranwuchsen, haben wir sehr glücklich miteinander gelebt. Man kannte sich schon als Schulkinder und hatte später im Zusammenleben alle Eigenarten des Andern kennengelernt. Meine Frau Maria war sehr selbständig und eigenwillig; sie war eigentlich der bestimmende Teil der Familie. Da ich sie ganz genau kannte und wußte wie sie es haben wollte, ließ ich sie in allen Belangen gewähren. So war es für mich eigentlich sehr einfach, mit ihr zu leben, und ich habe es nie zu bereuen brauchen, daß sie das entscheidende Wort hatte. Ich hatte immer eine glückliche und zufriedene Frau. Ich war zwar zuständig, daß das nötige Geld bereit stand, aber sonst brauchte ich mich fast um nichts zu kümmern. Sie nahm sich alle die Familie angehenden Sachen an: Schulbesuch, Berufswahl und Lehrstellen der Kinder, Ver-

kehr mit den Behörden, anfallende Reparaturen und Bauvorhaben, Vermietungen, Verkäufe, Einkäufe, und alles, was mit Geld zusammenhing, regelte Maria. Wir ließen uns auch persönlich viel Freiheit. Wir kannten uns gut und konnten uns gegenseitig vertrauen. Ich hatte als Hobby meinen Sport im Verein, und Marias Hobby waren die Kinder und besonders hier die Enkelkinder. Auf ihr Betreiben hatten alle Kinder und Enkelkinder eine gute angepaßte Schulausbildung und ihre Kinder nach der erkannten Neigung oder Veranlagung eine solide Berufsausbildung.

Maria lebte nur für ihre Familie. Alles was finanziell oder ideell in ihrer Macht stand, wurde für die Kinder und Enkel getan. Man lebte selbst bescheiden in den gewohnten Verhältnissen. Das Vermögen wurde zusammengehalten und vermehrt, immer mit Blick auf die Zukunft der Kinder. Ich zitiere hier eine Stelle aus ihrem Testament: „Es bleibt immer mein Wunsch, daß meine Enkelkinder später eine Baustelle haben, deswegen habe ich nie etwas von unseren Hauswiesen verkauft“, Ende des Zitats. Sie hatte immer Kinder im Hause, und solange die Enkelkinder noch kleiner waren, hatten wir immer ein Kinderbett im Schlafzimmer stehen. Wenn es dann in der Wohnung wegen der Kinder schon mal etwas turbulenter zugeht und mir die Töberei schon mal zuviel wurde, war dies die einzige Gelegenheit, wo Maria böse mit mir wurde. Wegen der Luftveränderung fuhr sie jedes Frühjahr mit Marga und allen Enkelkindern für drei Wochen nach Holland an die See.

Sie war eine hundertprozentige Mutter und eine liebenswerte Frau. Sie hatte ihre Familie in allen Lebenslagen immer unter ihrer humanen Kontrolle, und das war in jeden Fall ohne Ausnahme vorteilhaft. Ihr war auch kein Weg zu viel oder zu weit. Als Rolf in Pforzheim wohnte, machte sie auch dort ihre Besuche und ließ keine Ruhe, bis das er eine Arbeitsstelle in ihrer Nähe in Aachen bekam. Bei Margas Ehescheidung wirkte sich Marias Verhalten besonders zugunsten der Kinder aus. Bei

Herberts Suche nach einer Frau, bei seiner großen Auswahl und den vielen Versuchen, war Mamas Meinung indirekt sehr maßgebend. Ihr Verhalten mir gegenüber zeugte von Lebensweisheit, Erfahrung und großer Klugheit. Sie hatte nie etwas gegen meine Hobbys: Musik, Münzen, in der Politik und im Sport. Ich war noch aktiver Handballer bis im Alter von 45 Jahren, dazu und danach Jugendleiter, Betreuer und Trainer der Mannschaften. Das beanspruchte natürlich seine Zeit, aber nie beklagte sie sich oder fühlte sich vernachlässigt. Auf ihren Wunsch war ich sogar Politiker und Mitglied des Gemeinderates geworden, und hier gab es für mich sehr viele Termine. Es kam vor, daß ich nur an einen oder zwei Abenden in der Woche zu Hause war, aber auch hier interessierte sie sich für alle meine Angelegenheiten. Sie war auch in finanzieller Hinsicht sehr großzügig. Ich konnte über alle meine Nebeneinnahmen, wie Aufwandsentschädigungen, Trainerprämie, Lottogewinne, Nebenverdienste in den kleinen Roetgener Lohnwebereien, frei verfügen. Dabei bekam ich von ihr auch noch jede Woche ein entsprechendes Taschengeld. Von diesem Geld konnte ich meine Hobbys finanzieren, zu der Zeit Schallplatten, Musikkassetten und Münzen aus dem In- und Ausland. Auch über meine persönlichen Sparverträge konnte ich verfügen. Ich war deswegen auch in der Lage, ihr bei entsprechenden Anlässen schöne Geschenke zu machen. Was ich dann auch, besonders um die Weihnachtszeit, ausgiebig tat.

In meinem Arbeitsleben trat 1970 eine Veränderung ein. In dieser Zeit kam das Ende der mechanischen Weberei. Der herkömmliche Webstuhl war von Automaten mit größerer Kapazität abgelöst worden. Nur kapitalkräftige große Betriebe konnten sich behaupten und ihre Produktion auf die automatischen Webstühle umstellen. So mußte auch die Tuchfabrik von Alois Reinartz in Roetgen, bei der ich fast 25 Jahren gearbeitet hatte, ihre Produktion aufgeben. Ich war 56 Jahre alt und hatte bis zur Altersgrenze von 63 oder 65 Jahren noch

einige Zeit zu arbeiten. Durch Vermittlung von Rudolf Schröder bekam ich aber nach kurzer Zeit eine neue Arbeitsstelle bei der Tuchfabrik Dechamps-Textil in Aachen Brand. Dort habe ich dann unter Meister Paul Jansen, in der Vorbereitung, bis zu meinem 63. Lebensjahr im Jahre 1977 gearbeitet. Durch die Anerkennung meiner Militärdienstzeit für die Rentenversicherung, kam ich dann auf eine Lebensarbeitszeit von fast 49 Jahren und erhielt auch dann eine entsprechend hohe Altersrente.

Es begann dann für Maria und mich, bei einem gesicherten und zufriedenstellenden Einkommen, eine sehr schöne Zeit. Man war den ganzen Tag zusammen. Maria regierte in Haus und Familie, und ich hatte meine Arbeit um Haus und Hof. Meine erste Beschäftigung als Rentner war der Umbau des Daches der Autogaragen und der Anbau einer neuen Garage. In der Familie bestand eine stille Vereinbarung, um unsere Häuser keine Zäune zu ziehen. Jeder konnte sich, obwohl es jetzt verschiedene Familien waren, auf unserm Eigentum frei bewegen, und als Rentner hielt ich alles wie eh und je in Ordnung. Ich bekam einen Sitzrasenmäher, mit dem ich die große Rasenfläche an den drei Häusern kurz hielt. Sie strickte und nähte für Familie und Nachbarschaft. Es hätte ein glückliches und zufriedenes Leben sein können, aber mit der Gesundheit von Maria stand es nicht zum Besten. Sie hatte Schwierigkeiten mit Herz und Kreislauf.

So vergingen aber doch noch einige glückliche Jahre. Aber wenn sie auch nicht klagte, ihre Beschwerden wurden immer größer. Am hl. Abend vor Weihnachten versammelte sich immer die ganze Familie bei uns im Hause. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch, wurde am 14. Januar 1980 unser 40. Hochzeitstag mit der engen Familie im Hause gefeiert. Sie fuhr in diesem Frühjahr nicht mit den Kindern ans Meer und ging im Mai noch mal für drei Wochen nach Simmerath ins Krankenhaus.



**Maria mit Enkelin Ricarda am Strand der Nordsee (Foto 1971)**

Als man 1967 in der kleinen Landwirtschaft die letzte Kuh verkauft hatte, konnte die Hausfrau Maria auch mal an andere Dinge denken. So fuhr sie ab 1971 in jedem Frühjahr um die Osterzeit mit Tochter Marga und allen Enkelkindern ans Meer, nach Bergen an Zee in Holland. Man mietete dort ein Ferienhaus in Nähe des Strandes und verbrachte bis zu drei Wochen an der frischen Nordseeluft. Die Kinder hatten dann eine herrliche Zeit am Strand und in den Dünen. An den Ostertagen bekamen sie dann auch Besuch von Theo und Walter.



#### **Das letzte Bild von Maria im Kreise der Familie (Foto 1979)**

Um Weihnachten wurde immer mit der ganzen Familie am hl. Abend im Elternhause gefeiert. Doch am 14. Januar 1980 wurde auch der 40. Hochzeitstag auf ausdrücklichen Wunsch von Maria im Hause gefeiert. Auf dem Bild macht sie einen sehr zufriedenen Eindruck im Kreise ihrer Kinder und Enkel. Die Hand auf Walters Schulter deutet dies sicher an. Man sieht v.l.: Eva Maria, Ursula, Rolf, Norbert, Mutter Maria, Walter, Tobias, Marga, dahinter Ricarda (Theo fotografiert). Herbert feierte bei seiner Freundin.

Obschon sie nie etwas besonders über ihren Gesundheitszustand zu mir sagte, waren das doch Zeichen der Verschlechterung ihrer Gesundheit. Sie ahnte und hat gefühlt, daß es mit ihr zu Ende ging. Aber sie war ein so großartiger Mensch; kein Laut der Klage kam über ihre Lippen. Sie starb dann wie sie gelebt hatte, mitten in der Arbeit für ihre Familie. Am 4. Juli 1980 brach für mich eine Welt zusammen. In diesen entsetzlichen Minuten verändert sich für mich die Welt. Sie hatte sicher bei ihrem plötzlichen Tod nicht viel gelitten. Aber was hat sie in der Zeit ihrer immer mehr fortschreitenden Krankheit gefühlt und für Ängste gehabt? Nur durch ihre großartige Persönlichkeit konnte sie diese Gefühle vor ihrer Familie verbergen. Maria

wurde in der Friedhofskapelle aufgebahrt. Am Tage vor der Beerdigung brachten Herbert und ich noch Blumen für sie dort hin. Um einen letzten Blick auf die liebe Verstorbene zu werfen, machten wir noch mal den Sarg auf. Es bot sich uns ein erstaunlicher Anblick. Es war wie ein Wunder. In ihrem blauen Totenkleid sah Maria sehr jung aus. Es war wie aus einer andern Welt, und es war keine Illusion. Ich hatte Herbert als erwachsenen Menschen noch nie Weinen gesehen. Wir waren Beide sehr erschüttert und werden diesen letzten Blick auf Mama nie vergessen.

Wenn man diese Erkenntnisse hat, ist es sehr schwer eine solche Frau zu verlieren. Trotzdem merkt man erst recht den Wert eines Menschen, wenn man ihn verloren

hat. Sehr lange habe ich gebraucht, um mich an das Alleinsein ohne Maria zu gewöhnen und mit der Tatsache abzufinden, daß sie nicht mehr da war. Es verging natürlich kein Tag, an dem ich nicht an diese einzigartige Frau erinnert wurde. Später hörte ich von meinen Freunden, sie hätte immer gesagt: „Sorgt dafür, daß der Walter eine neue Frau bekommt, wenn ich mal nicht mehr da bin“. Man hat das auch ver-

sucht, aber es scheint, ich kann mich nicht mehr an eine andere Frau gewöhnen. Nach dem dann doch nach einigen Jahren eine junge Frau mich und den Haushalt versorgte, hat die Zeit die Wunden vernarbt. Ich fand dann die Kraft, das von ihr begonnene Werk der Niederschriften über die Familie fortzuführen.



#### **Die zweite Eheschließung von Schwägerin Hedwig (Foto 1964)**

Zehn Jahre nach dem Tode ihres erstem Mannes Ludwig, trat sie mit Max Hoppe zum zweitenmal vor dem Traualtar. Im kleinen Kreis wurde die Hochzeit im Hause von Maria und Walter abgehalten. Personen v. l.: Walter und Maria, Hedwig, dahinter Renate, die Tochter von Max, und Max, Christa die Tochter von Hedwig, Malchen die Schwester von Hedwig und ihr Mann Erwin Achtstätter.

## So lernten wir und kennen.

(Ein Bericht von Walter)

Da wir beide Roetgener Kinder waren, kannte man sich flüchtig aus der Schule. Wir waren beide vom Jahrgang 1914, doch da Maria im November, also spät im Jahr geboren war, wurde sie ein Jahr später als ich eingeschult. Auch zur damaligen Zeit, in den Anfang dreißiger Jahren, hatten die jungen Leute schon ihre Treffpunkte. Eine unserer Begegnungsmöglichkeiten war der kleine Grenzladen meiner Großmutter Josefine auf Petergensfeld. Da waren auf der einen Seite die Jungens von Münsterbildchen in der Reihenfolge ihres Alters: Laurenz Franzen, Waldemar Fischer und ich, der Walter Wilden, und sie die Mädchen, die Kusine Klothilde Johnen, und die Schwestern Maria und Clara Reinartz. An der Grenze wurden Waren aller Art verkauft, aber besonders Kaffee und Schokolade, sowie Tabak und Zigaretten. Mit diesen Waren wurde an der Deutsch - Belgischen Grenze ein reger Schmuggel getrieben. Der größte Teil der Dorfbevölkerung schmuggelte aber nur im Rahmen des kleinen Grenzverkehrs für den eigenen Gebrauch.

Im Laden herrschte immer viel Betrieb. „Weldens Greta“ hinter der Theke hatte als Verkäuferin viel zu tun. Maria war zu der Zeit im Roetgener Konsum beschäftigt und war nicht immer bei den Grenzgängen dabei. Da die Mädchen auch sonst immer unregelmäßig nach Petergensfeld kamen, gingen wir Jungens auf Verdacht zwei dreimal in der Woche zum Treffpunkt, um die Mädchen zu treffen. Obschon man nicht verabredet war, klappte es auch manchmal. Die Wartezeit bis zum Eintreffen der Mädchen verbrachten wir in der Stube nebenan bei Großmutter Josefine. Die wartete schon darauf, daß wir ein Kartenspiel mit ihr machten. Sie war damals eine Frau von 75 Jahren. Wir spielten mit ihr sechsendsechzig oder Panduren, ein Doppelkopf ähnliches Spiel. In der Tür zum Laden war ein Fensterchen durch das man sehen konnte, wer im Laden war.

Beim Spiel beobachteten wir natürlich mehr das Fenster als die Karten, und deswegen gewann Großmutter zu ihrer Freude manches Spiel und wir waren als Partner immer willkommen. Wenn die Mädchen aus dem Brand dann endlich kamen, wurde das Spiel unterbrochen, bei dem Großmutter dann immer einige wohlwollende Bemerkungen machte.

Wir gingen dann in den Laden und begrüßten die Mädchen. Man freute sich, und alle brauchten eine riesig lange Zeit um einzukaufen. Viele fröhliche Bemerkungen, Einfälle und Albereien vertrieben uns die Zeit. Wegen der Filmdivabilder wurden für 10 Pfennige Schokoladenriegel gekauft. Die Bilder wurden dann getauscht. Man war glücklich, wenn man jemandem ein Bildchen anbieten konnte, was er noch nicht besaß. Wenn wir Hunger bekamen, schnitt die Greta uns für zehn Pfennige ein Stück Schinkenwurst ab. Dabei verging die Zeit wie im Fluge. Nach einiger Zeit war dann doch eingekauft worden. Man kaufte damals belgischen Kaffee in meistens Halbpfundpackungen „Withe Merle“ oder „Blaue Taube“, Kostenpunkt 0,60 Reichsmark oder einige Dosen Zigaretten „Turmac“, „Kawas“ oder „Boule Nationale“, für 25 bis 40 Pfennige oder eine Tafel Blockschokolade der Marke „Kwatta“ oder Milkschokolade „Noisette“ mit Nuß für 60 Pfennige. Wegen einer möglichen Zollkontrolle wurden die Waren dann untergepackt. Dazu verschwanden die Mädchen hinter einem Regal. Wenn dann alle fertig waren, begab man sich auf den Heimweg. Wir begleiteten die Mädchen dann immer mit großem Hallo über die Grenze. Bei diesem Spektakel sind wir nie von einer Zollstreife angehalten und kontrolliert worden. Dieser Allotria war sicher die beste Tarnung für den Gang über die Grenze. Allerdings war dieses Holen der Waren für den täglichen Gebrauch ja auch keine großartige Schmutzlei.



**Maria mit 18 Jahren (Foto 1933)**

Der „Bubikopf“ war eine Frisur, die in den zwanziger Jahren aufkam. Sie war mit ihren schwarzen Haaren hübsch, jung und schön.



**Die Freunde von Münsterbildchen (Foto 1932)**

Die Fotografie wurde am Hause der Großmutter auf Petergensfeld gemacht. Hier im Grenzgeschäft bei „Weldens Greta“ traf Walter mit seinen Freunden gelegentlich die Maria und die andern Mädchen aus dem Brand. Es wurde daraus ab 1933 eine festere Beziehung, die zu einer glücklichen Ehe führte.



**Maria mit 20 Jahren (Foto 1935)**

Sie war vom Bund deutscher Mädel (BDM) zu Maikönigin 1935 gewählt worden. Zu sehen ist sie im langen Festkleid; sonst war die Mode damals kurz.

Obschon bei gelegentlichen Kontrollen vom Zoll auch schon mal kleine Mengen, wie ein Pfund Mais oder ein halbes Pfund Salz, von einzelnen Beamten einbehalten wurden. Dabei war man noch froh, wenn man bei solchen Vorfällen ohne eine große Strafe davon kam.

Da Maria wegen ihrer Arbeitsstelle im Konsum bei den Grenzgängen nicht immer dabei war, bemühte ich mich, in der ersten Zeit mehr um Clara. Sie war ein sehr aufgeschlossenes Mädchen, das sehr freundlich und bei allen sehr beliebt war. Aber auch Schulfreund Edmund Cosler aus der Rosentalstraße bemühte sich besonders um sie. Er hatte natürlich auch bald von unseren Treffpunkten auf Petergensfeld gehört und begleitete bei Gelegenheit die Mädchen aus dem Brand bei ihren Grenzgängen. Das gefiel mir natürlich nicht so gut, aber eine Freundin von einem anderen Mann war für mich natürlich Tabu. Aber auch weil Clara mir nie mehr entgegen kam wie alle Anderen, bemühte ich mich in Zukunft mit aller Zurückhaltung mehr um Maria. Doch vorerst blieb es bei meinem Entschluß. Es waren noch keine äußeren Zeichen einer Annäherung zu sehen. Wir hatten alle keine engeren Bindungen miteinander. Wir gingen alle im großen Haufen und freuten uns über jede Begegnung. Der Kampf um die Gunst der Mädchen war also völlig offen. So gingen wir mit den Mädchen von Petergensfeld den weiten Weg durchs Dorf, manchmal noch auf Umwegen, bis zu ihren Häusern im Brand. Dabei wurde es dann immer neun bis zehn Uhr am Abend, und nach einer im Gehen vollzogenen Verabschiedung, mußte dann noch der weite Fußweg nach Münsterbildchen angetreten werden. Der gemeinsam verbrachte Abend hatte gefallen, und man freute sich schon wieder auf das nächste Mal.

Mir gefiel die Maria immer besser, und ich merkte immer mehr, daß sie ein liebenswertes Mädchel war. Man kannte sich auf dem Dorf ja schon aus der Schule, aber ich hatte noch in Erinnerung, daß sie sehr streitbar und frech war. In der Schule war

bekannt, daß sie die stärksten Jungen um die Ohren hieb und dem Friedrich Scharthmann, einem der größten Rowdies aus der Klasse, mit ihren genagelten Schuhen gegen die Schienenbeine getreten hatte. Sie war als junges Mädchen natürlich gesitteter, aber bei den gelegentlichen Treffpunkten gab sie mir nie die geringste Ermutigung, mich ihr zu nähern. Das Gegenteil war Clara, sie war viel freundlicher und verstand es, mit jedem von uns unverbindlich zu flirten. Da ich in unsern Gesprächen merkte, daß meine Freunde auch immer mehr um Maria bemüht waren, wurde die Sache in meiner Gedankenwelt zu einem Problem. An einem Abend waren wir wieder unterwegs nach Petergensfeld, und auf dem Hinweg wurde über die Mädchen aus dem Brand gesprochen. Dabei fielen von meinen Freunden zweideutige Bemerkungen und auch eindeutige Wünsche besonders in Bezug auf Maria. Ich konnte mir aber denken, daß Maria für solche Wünsche nicht zu haben war, aber ich machte mir doch Sorgen, weil ich auch keinen Weg wußte, ihr näher zu kommen.

Wenn ich aber gewußt hätte, welche Meinung die Mädchen von uns hatten und wie wir, besonders Maria und Clara, eingeschätzt wurden, hätte ich mir weniger Gedanken zu machen brauchen. Maria erzählte mir das später: Wegen ihrer aufgeschlossene Art und ihrem freundschaftlichen Verhältnis zu mir, hatte Maria schon zu dieser Zeit ihre Schwester Clara gefragt, ob sie ein besonderes Interesse an mich hätte. Und als Clara dieses festere Interesse verneinte, gab Maria sich zufrieden und wartete die Zeit ab. Aber das wußte ich nicht. Es passierte aber in der nächsten Zeit nichts. Meine Freunde hatten zwar den Mund sehr voll genommen, wagten aber doch nicht, Maria und die andern Mädchen auf diese Weise zu belästigen. Dann kamen die Karnevalstage 1933. Zu dieser Zeit gab es in Roetgen fünf Tanzsäle. Reinartz im Vogelsang, Wilms am Markt, Fücker an der Landstraße, Hoegen am Bahnhof und das bekannte Lokal „Zum Hövel“ hatten einen Saal. Ein Rosenmontagszug gab es

noch nicht, Straßenkarneval nur bei den Kindern. Die Narretei bei den Erwachsenen spielte sich auf den Sälen ab, wo dann an allen tollen Tagen Kostümbälle und Tanz waren.

Ohne eine Verabredung getroffen zu haben, wollten wir auf einem dieser Veranstaltungen unsere Freundinnen treffen. So gingen wir dann auf gut Glück zum Lokal Wilms am Markt. Als wir dort eintrafen, war der Saal schon überfüllt, und wir bekamen nur noch einen Stehplatz an der Theke. Sofort wurde aber Ausschau gehalten, ob die Mädchen aus dem Brand anwesend waren. Wir hatten sie auch bald entdeckt. Von der Theke aus gesehen hatten sie einen Platz an einem Tisch am gegenüber liegenden Teil der Tanzfläche. Trotz großer Konkurrenz und mit Unternehmungslust gelang es mir nun, schon bald Maria um einen Tanz zu bitten. Ich war aber so verwirrt über mein Glück sie auf Anhieb so schnell erwischt zu haben, daß ich nur einige belanglose Worte stammeln konnte und vor lauter Verlegenheit auch noch froh war, als der Tanz zu Ende war. Sie schaute mich nach dem Tanz auch noch so komisch an, und das machte mich ganz fertig. Ich stand nun wieder an der Theke und ärgerte mich über mich selbst, weil ich nicht in der Lage war, meinen Wünschen näher zu kommen. Alle schönen überlegten Worte waren vergessen. Ich hatte mir alles so schön vorgestellt und nun war nichts geschehen, meinte ich. Die Andern tanzten abwechselnd mit den Mädchen, besonders mit Maria. Ich machte zwar noch einig Anstandstänze mit andern Personen, wie das auf dem Dorf Sitte war, darunter auch mit Clara, aber ich hatte zuviel Hemmungen, noch mal mit Maria zu tanzen. Weit nach Mitternacht ging dann die Veranstaltung ihrem Ende entgegen. Damals war es üblich, wer die hintereinander gespielten drei letzten Tänze des Abends mit einer Partnerin machte, durfte sie auch nach Hause begleiten. Als dies nun soweit war, tanzten Maria und Clara zusammen. Das war zwar für mich eine Beruhigung, aber mein Selbstbewußtsein

hatte einen argen Knick bekommen. Ich hatte mich benommen wie der erste Mensch. Jedenfalls hatte ich erkannt, wenn ich so weiter machte, würde das mit der Maria nie etwas werden. Die Freunde Waldemar und Laurenz versuchten zwar, Maria und Clara nach Hause zu begleiten, aber da die Eltern mit dabei waren, wurde nichts daraus. Die Beiden freuten sich zwar über meinen Mißerfolg und über mein dusseliges Benehmen, waren aber selbst auch nicht erfolgreicher gewesen. Als heimliche Rivalen gingen wir dann vereint, ich aber ziemlich deprimiert, nach Hause. Der einzige Trost war, vielleicht hatte ich Morgen mehr Glück.

Bei den Gesprächen des Vorabends hatten meine Kameraden erfahren, auch am Rosenmontag wollten die Mädels wieder nach Wilms zum Tanzen gehen. Ich hatte den guten Vorsatz gefaßt, heute etwas mutiger zu sein. Wir gingen so am Abend etwas früher zum Tanzlokal; zu der Zeit wurden noch alle Wege zu Fuß gemacht. Und wir hatten Glück, wir bekamen sogar einen Platz am gleichen Tisch wie Maria, Clara und Klothilde. Wir saßen zwar nicht nebeneinander, aber man hatte Blickverbindung. Das war zwar eine bessere Chance, aber wieder begann nun der Kampf um jeden Tanz. Mir gelang es sogar, verschiedene Tänze mit Maria zu machen. Ich war auch nicht mehr so blöd wie gestern, aber sie machte es mir sehr schwer. Kein ermunterndes Wort, kein Zeichen einer besonderen Zuneigung, sie behandelte alle unverbindlich und gleich. Da ich nun kein Herzensbrecher war, stand ich wieder vor Problemen, die sich kaum lösen ließen. Als ich dann mal mit ihrer Schwester Clara tanzte, mit ihr konnte ich etwas lockerer verkehren, fragte ich sie, ob Maria immer so ernst wäre oder ob sie keine gute Laune hätte? Aber Clara lachte verschmitzt und sagte, das sei ich selbst schuld. Es beruhe bestimmt auf Gegenseitigkeit, denn ich mache ja auch kein allzu freundliches Gesicht. Da die Clara ja sicher über unsere Gefühle Bescheid wußte, hatte sie sich bestimmt über meine Liebesstrategie für

Maria köstlich amüsiert. Das begriff ich dann auch, aber es war schon wieder zu spät. Und als Freund Waldemar auch noch mit Maria die drei letzten Tänze machte, waren für mich mal wieder alle Hoffnungen für den heutigen Abend vorbei. Maria ließ sich aber dann doch nicht von Waldemar nach Hause begleiten. Aus Ärger und zu meiner Freude tranken wir dann noch an der Theke einige Runden Bier. Später gingen wir dann im angeheiterten Zustand, als wieder verhinderte Liebhaber, über den Stockläger nach Münsterbildchen nach Hause. Es blieb für mich wieder nur die Hoffnung auf Morgen. Aber wie würde ich die Maria unter den kostümierten alten Weibern herausfinden?

In dieser Nacht lag ich noch lange wach und machte Pläne, wie ich es machen wollte, die Maria zu erobern. Ich hatte den festen Vorsatz, aber die Wirklichkeit würde sicher wieder anders aussehen. Am Dienstag, dem letzten Karnevalstag, waren immer Altweiberbälle bei Reinartz im Vogel-sang und bei Fückler an der Landstraße. Wir Freunde waren uns einig, die Mädchen bei Reinartz zu treffen, und ich, aber auch die andern, waren fest entschlossen, endlich klare Verhältnisse zu schaffen. Dies ging auch aus den Gesprächen hervor, die wir auf den weiten Weg zum Brand hatten. Freund Waldemar sagte zum Beispiel zu mir: „Ja Walter, das mit den Mädchen, das kannst Du nicht so wie ich, denn das Auge will auch was haben“. Ich kannte ihn aber und wußte, daß er ein Angeber war und nahm es nicht so tragisch, denn das letzte Wort würde sicher die Maria haben. Als wir bei Reinartz ankamen, wimmelte der Saal von alten Weibern. Wir stellten uns an die Theke und sahen uns das Treiben der verummten Gestalten an. Die Maria hier zu finden, schien mir unmöglich. Die alten Weiber rissen sich um die nicht maskierten Männer. Meine Freunde waren schon bald im Getümmel verschwunden. Aber ich stand noch an der Theke, und es dauerte gar nicht lange, da tippte auch jemand auf meine Schulter. Ich wende mich um, und da steht ein maskiertes altes Weib vor mir

und zeigt mir, daß sie mit mir tanzen will. Beim Tanzen sehe ich auf eine fürchterliche Maske, aber aus dieser Maske sehen mich ein paar wundervolle, dunkle, rehbraune Augen an. Ich wußte sofort, das ist Maria. Da meine Freunde auch dauernd von „Alten Weibern“ zum Tanz gefordert wurden und sicher nicht wußten, mit wem ich tanzte, hatte ich jetzt die Lage voll erfaßt. Da ich sicher war, mit Maria zu tanzen, ließ ich sie nicht mehr allein. Ich ging sogar mit ihr an die Theke in der Wirtschaft vor den Saal und tanzte den ganzen Abend jeden Tanz mit ihr. Ich merkte, daß ihr das recht war und hatte auch jetzt den Mut sie zu fragen, ob ich sie nach Hause begleiten durfte.

Zu dieser Zeit herrschten noch strenge Sitten. Der Karnevalstrubel ging um Mitternacht zu Ende. Mit dem Aschermittwoch begann ja die Fastenzeit. So war dann einige Zeit vor zwölf Uhr die Demaskierung. Dabei lächelte die Maria mich an und sagte: „Das hat aber lange gedauert“. Bei der Demaskierung gab es immer Überraschungen, und meine Freunde sahen, mit wem ich den ganzen Abend getanzt hatte. Es wurde dann noch etwas ohne Maske getanzt. Maria nahm mich mit an ihren Tisch, und damit war es offensichtlich, daß ich es heute geschafft hatte. Ich wurde dann von Marias Schwestern Viktoria und Clara, die mit ihren Freunden Anton Esser und Edmund Cosler am Tisch saßen und besonders von Clara freundlich begrüßt. Wir gingen dann gemeinsam den kurzen Weg bis zur Brandstraße. Meine Freunde wollten zwar noch etwas quer schießen. Sie lauerten an einer dunklen Stelle des Weges und leuchteten uns mit Taschenlampen an. Aber sie wurden schnell erkannt, und da wir ja mehrere Pärchen waren, mußten sie bald die beabsichtigte Störung ohne Ergebnis aufgeben. So kam ich mit den Anderen zum ersten Mal in Marias Haus. Dort stand auf den Küchentisch ein Imbiß bereit. Dies war so üblich; damit bekamen die Begleiter der Mädchen eine Stärkung mit auf den Heimweg.



**Walter mit 18 Jahren (Foto 1932)**

Es war noch die Zeit ohne Freundin, in der es an den Sonntagen ohne ein Handballspiel nach dem Hochamt eine Zechtour mit dem Kegeltreffen gab. Als er dann Maria kennenlernte, wurde das Biertrinken eingeschränkt.



**Maria und Walter (Foto 1935)**

Vom 1. November 1934 bis 30. April 1935 diente Walter im Reichsarbeitsdienst (RAD) als Arbeitsmann in der Abteilung 6/216, die in Roetgen in einem ehemaligen Fabrikgebäude an der Bahnhofstraße stationiert war.



**Maria und Walter (Foto 1936)**

Am 1. November 1935 wurde Walter Soldat. Er wurde in Königsberg, im ehemaligen Ostpreußen stationiert. In der Kaserne Neuhufen diente er bei der 3. Batterie im Flak. - Regt. 1.



**Am Kloster St. Elisabeth (Foto 1938)**

Sie machte dort einen Kochkursus, und damit bereitete sie sich auf ein Leben als Hausfrau vor. In der damaligen Zeit und auch heute noch ein nützliches Tun und eine Grundlage für eine intakte Ehe.

Es wurde dann auch bald Abschied genommen, aber eine Verabredung für das nächste Mal wurde von mir wegen der Fülle der neuen Eindrücke vergessen.

Mit meinen 18 Jahren war ich sicher noch nicht erwachsen genug, und man war dem andern Geschlecht gegenüber noch etwas schüchtern. Man hätte zwar gerne ein Mädchen gehabt, konnte aber nicht über seinen eigenen Schatten springen und das auch deutlich sagen. So lief mein Kennenlernen mit Maria kompliziert weiter, aber der erste Schritt war schon mal getan. Ich hatte mit Anton Esser und Edmund Cosler ein Stück gemeinsamen Heimweg. Als wir uns dann im Rommelweg am Stockläger verabschiedeten, fragte Edmund, ob ich am Sonntag wieder zu Maria käme? Ich mußte natürlich sagen, ich hätte Maria nicht gefragt und wüßte nicht, was ich tun sollte. Doch er sagte, das wäre kein Problem. Ich sollte nur am nächsten Sonntagnachmittag bei ihm vorbei kommen, und dann gingen wir gemeinsam zum Elternhaus von Clara und Maria. Ich habe dann die ganze Woche bei der Arbeit nachgedacht, ob ich nun auf Freiersfüßen gehen sollte oder nicht. Ich dachte auch über das miese Verhalten meiner Freunde nach und kam dann doch zu der Meinung, mit Maria einen guten Tausch zu machen. Auch meine sportliche Betätigung würde sicher nicht unter einer Freundschaft mit Maria leiden.

Als dann der Sonntag kam, stand mein Entschluß fest. Gegen 14.00 Uhr, also damals zwei Uhr, machte ich mich auf den Weg zu Edmund Cosler. Er wohnte in der Rosentalstraße. Das hieß für mich, von Münsterbildchen, über die Landstraße, Bahnhof, durch das Dorf bis zum Brand, fast eine Stunde Fußweg. Edmund wartete schon, aber auf unserm Weg zu den Mädchen lagen noch einige Wirtshäuser. Da war zunächst „Piere Jüppche“, wo bei einem Glas Bier besprochen wurde, wie man vorgehen wollte und bei Wilms am Markt, sowie bei Eugen Reinartz wurde noch ein Glas für den Mut getrunken. Nach diesen

drei Glas Bier machte man noch einen anständigen Eindruck, hatte aber den nötigen Mut, das Kommende zu bewältigen. Gegen drei Uhr kamen wir am Hause an und Edmund sagte zu mir: „Jetzt gehen wir hinein. Du sagst allen die Tageszeit, hängst Hut und Mantel ans Knopfholz, und dann bist du da.“ Wir gingen ins Haus, und es klappte alles wie besprochen, aber Maria war nicht zu sehen. Ich machte mich bei den Eltern bekannt, und war froh, daß eine auf Besuch anwesende Tante der Familie, eine Frau Wilms aus der Greppstraße, mich ins Gespräch zog und mir über die erste Verlegenheit hinweg half. Sie fragte mich, wer ich sei, wie alt ich wäre und was ich für einen Beruf hätte. Da ja damals noch alle Familien im Dorf bekannt waren, und sie dann hörte das ich ein Sohn von Josef Wilden sei und von Beruf Weber wäre, meinte sie, dann wäre ich ja ein ordentlicher junger Mann, der auch später eine Familie ernähren könne. Ich kam von einer Verlegenheit in die andere. Marias Eltern hatten dem Gespräch zugehört. Marias Mutter Josefine schmunzelte, und Clara amüsierte sich köstlich. Für sie war ich ja kein Fremder, und sie wußte auch, sicher durch Edmund informiert, warum ich mit ihrem Freund gekommen war.

Obschon man wußte, wem mein Besuch galt, sagte man mir nicht, wo Maria sei, aber das klärte sich bald von selber auf. Erst nach einiger Zeit erschien Maria. Sie hatte Stalldienst gehabt. Nach einer kurzen Begrüßung begann sie dann den Kaffeetisch zu decken. Sie schien auch für den Küchendienst in der Familie zuständig zu sein. Es wurden dann alle zu Tisch gebeten. Es gab Kaffee mit Zimtkuchen, und ich hatte meinen Platz neben Maria. Ich bekam natürlich vor lauter Verlegenheit kaum einen Bissen herunter und war froh, als die Kaffeetafel aufgehoben wurde. Aufgelockerter wurde es erst, als es hieß, was wollen wir tun.



### **Maria als Maikönigin (Foto 1935)**

Auch als Walters Dienstzeit im Arbeitsdienst schon beendet war, wurde von einem Arbeitskommando, dem auch Walter angehörte, der Maiwagen für Maria hergerichtet. Maria thronte auf ihrem Ehrenplatz. Unter den vier Kindern auf dem Wagen befand sich auch Walters Schwester Erna (2. von rechts). Beim Umzug wurde der Maiwagen von einer Ehrengesellschaft der Arbeitsmänner begleitet.



### **Walter als Soldat (Foto 1936)**

Das Foto zeigt Walters Geschützbedienung vor dem geländegängigen Zugmittel (ZGKW) der Flakkanone. Man hatte eine Geländeübung im Samland mit V0-Schießen gemacht und war im Luftschießplatz Brüsterort in Quartier. Walter, der Kanonier, ist als zweiter von rechts an der Motorhaube der Zugmaschine zu sehen. Das Foto wurde im nächste Brief mit folgender Beschriftung an Maria geschickt: „Meiner lieben Maria zum Andenken an Nesselbeck Brüsterort, den 20. April 1936“

Es wurden Vorschläge gemacht, und es wurde sich bald auf ein Kartenspiel geeinigt. Dabei ging es um gute und schlechte Punkte, die aufgeschrieben werden mußten.

Da ich das Aufschreiben zu Hause immer machen mußte, bot ich mich an, dies auch hier zu machen. Aber hier zeigte sich schon zum ersten Mal für mich die selbständige Maria. Sie bestimmte, Aufschreiben werde ich. Aber beim Kartenspiel der jungen Leute zu sechs hatte man sehr viel Spaß. Man konnte auch mal, ohne daß es groß auffiel, auf einen Trumpf verzichten oder zugunsten desjenigen, den man gut leiden konnte, einen Fehler machen. Die anfängliche Anspannung legte sich und als es zum Abendessen ging, hatte ich sogar großen Appetit. Da man nun nicht unangenehm auffallen wollte, hatte ich diesen natürlich unterdrückt, was dann auch sicher nicht bemerkt wurde.

Nach dem Essen wurde gemeinsam am großen Tisch gesprochen, erzählt und gelacht. Man hörte vieles aus dem Tagesgeschehen des Anderen und lernte sich näher kennen. Ich war froh, daß ich zu Maria gekommen war. Gegen zehn Uhr schlug dann die Stunde der Freier. Es wurde sich ohne besondere Gunstbezeugungen an der Haustüre verabschiedet und von mir wieder vergessen zu fragen, ob ich wieder kommen könne. Da Edmund von meiner unterlassenen Frage wußte, kam er am nächsten Sonntag nach Münsterbildchen, um mich abzuholen; aber ich wäre auch so gegangen. Wir machten jetzt den Weg über den Stockläger zur oberen Brandstraße, für mich etwas kürzer, aber doch noch weit über eine halbe Stunde Fußweg. An diesem Sonntag schien Maria mich erwartet zu haben, sie war nicht im Stall. Vater Hubert hatte ihr diese Arbeit abgenommen. Ich konnte sogar sehen, daß sie sich über mein Kommen freute. Dies gab mir natürlich die Gewißheit, daß ich willkommen war, und alles wurde viel gelöster. Es wurde ein schöner Abend. Im Laufe des Abends wurden wir uns auch bei einer unbeobachteten Gelegenheit einig, in Zukunft miteinander

„zu Gehen“. Heute würde man sagen, „die sind zusammen“.

Ich wandelte nun zum ersten Mal auf Freiersfüßen. Ich hatte jetzt einen andern Lebensinhalt und andere Interessen. Dies brachte mich auch ganz mit meinen bisherigen Freunden auseinander, und damit fiel auch der sonntägliche Gang durch die Gemeinde mit Biertrinken und Kegeltour aus. Meine Eltern sahen das natürlich gerne. Nur meiner sportlichen Betätigung als Handballer blieb ich treu. Regelmäßig ging ich jetzt jeden Sonntag zu meiner Liebsten, und damit wurde unser Verhältnis immer vertrauter. Man lernte sich besser kennen, aber es dauerte noch seine Zeit, ehe es zum Austausch von Zärtlichkeiten kam. Die selbstsichere Maria ging natürlich mit der Zeit und war im Bund deutscher Mädchen (BDM). Als Führerin hatte sie hier auch das Sagen. An einem schönen Sommerabend holte ich sie ohne besondere Verabredung von einem Heimabend ab. Sie war überrascht und freute sich über mein Kommen. Auf dem Heimweg bewunderten wir den schönen Vollmond, und bei dieser Gelegenheit kam es zum ersten Mal zu einem verunglückten Kuß. Was war das für eine Seligkeit; ich habe es bis heute nicht vergessen. In der Folge merkte ich immer mehr, daß die Maria eine außerordentlich liebenswerte Frau war, und so stand es bald für mich fest, sie würde die einzige Frau in meinem Leben werden.

Doch unter dem Druck der damaligen politischen Verhältnisse wurde unsere Liebe bald einer harten Probe unterworfen. Nachdem ich noch ab Herbst 1934 meine Dienstzeit im Arbeitsdienst bei der Abteilung 6/216 in Roetgen abdiene konnte und so noch in die Nähe von Maria bleiben konnte, änderte sich das ab Herbst des nächsten Jahres. Ab 1. November 1935 wurde ich als Soldat zum 1. Flak-Regt.1 nach Königsberg/Neuhufen in Ostpreußen eingezogen. Der Abschied war damals sehr schwer. Es lag jetzt eine Entfernung von über 1300 km zwischen uns. Ich bekam zwar einen Weihnachtsurlaub, aber dann konnten wir uns fast ein ganzes Jahr nicht

mehr sehen. Ich wurde unter dem Druck der Verhältnisse Berufssoldat und war meistens weit von meiner Maria getrennt. Aber unsere Liebe wuchs mit der Entfernung. Liebe Worte konnten nur in einem regen Briefverkehr getauscht werden. Wir wußten damals noch nicht, daß dieser Zu-

stand der Abstinenz sich über zehn Jahre hinziehen würde. Doch in dieser Zeit hatte ich dann zu Beginn des Krieges meine geliebte Maria geheiratet. Wir haben immer zueinander gehalten und waren froh und glücklich nach dieser turbulenten Zeit, endlich miteinander leben zu können.

## **Marias Ehemann.**

(Berichte von Walter)

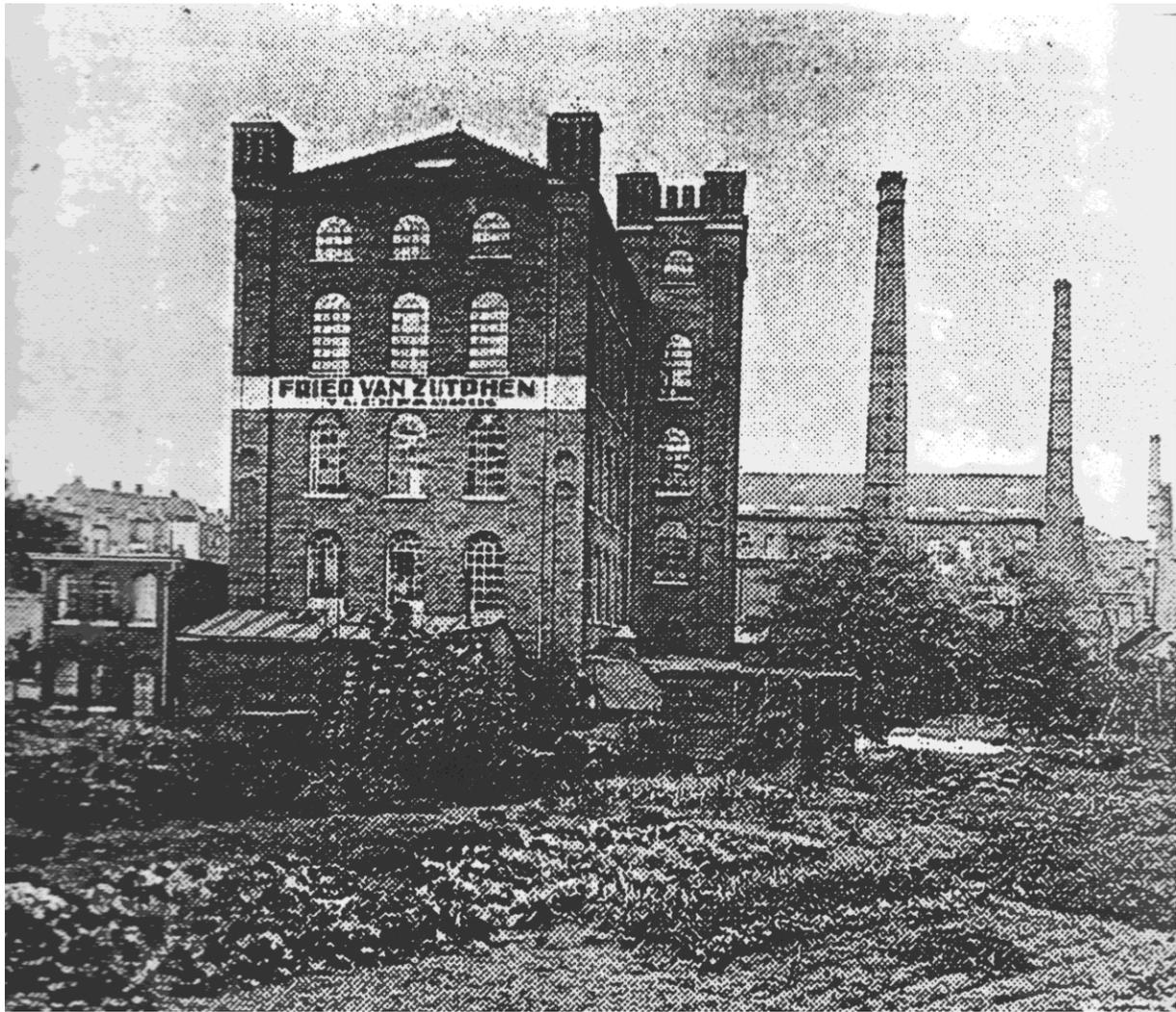
### **Der Arbeiter:**

Als ich noch zur Zeit der Weimarer Republik, im Jahre 1928, aus der Volksschule entlassen wurde, waren schon viele Arbeiter ohne Arbeitsstelle. Ich hatte ein gutes Abschlußzeugnis und hatte dazu durch meine Lieblingsbeschäftigung, das Lesen, eine bemerkenswerte Allgemeinbildung. Meine Eltern bekamen vom Schulleiter den Hinweis, mich auf eine weiterbildende Schule zu schicken. Doch eine solche Schule zu besuchen, war damals in den Arbeiterfamilien nicht üblich. Bei noch vier Geschwistern hieß es, so schnell wie möglich Geld zu verdienen. So wurde auch ich nicht gefragt, was willst du werden oder welchen Beruf willst du ergreifen? Es stand fest, ich würde mit Vater zur Arbeit gehen, um auf der Fabrik, Vaters Beruf das Weben, zu erlernen, um möglichst schnell mit meinem Verdienst die Familie zu unterstützen.

Zu dieser Zeit waren in unserem Ort und auch in der Familie der größte Teil der Männer und Frauen Weber. In Roetgen und auch im übrigen Monschauer Land gab es eine Menge größerer und auch kleinerer Produktionsbetriebe, die für Aachener Tuchfabriken in Lohn arbeiteten. In Aachen gab es viele Tuchfabriken, so daß in unserer Gegend die Weberei der Haupterwerbszweig der arbeitenden Bevölkerung war. Um aber die lange Fahrzeit zu den Arbeitsstellen der Aachener Betriebe zu sparen, gründeten sich in Roetgen schon vor den Kriegen die Genossenschaften. Hier hatte jeder Genosse in größeren Produktionshallen seinen Arbeitsplatz und arbeitete an seinem Webstuhl. Andere erbauten sich an ihren Häusern kleine Hallen, in denen bis zu vier Webstühle standen, an denen dann die ganze Familie ihre Arbeit hatte. In Roetgen allein liefen in der Zeit vor und nach dem zweiten Kriege bis zu dreihundert Webstühle.

Am 23. April 1928, ich war damals noch keine 14 Jahre alt, fuhr ich zum ersten Mal mit Vater nach Aachen, um in der Tuchfabrik Fried van Zütphen meinen Beruf zu lernen. Wir fuhren mit der Eisenbahn. Man hatte den Achtstundentag bei einer Wochenarbeitszeit von 48 Stunden. Es wurde also auch am Samstag gearbeitet. Doch der Arbeitsbeginn in den einzelnen Betrieben war unterschiedlich. In unserem Betrieb ging die Arbeit täglich von morgens acht bis nachmittags fünf Uhr und am Samstag von sieben bis halb ein Uhr. Da eine Vielzahl von Arbeitern aus dem Monschauer Land in den Aachener Betrieben arbeiteten, setzte die Reichsbahn täglich morgens und abends je drei Arbeiterzüge ein, die auch über den nun belgischen Teil der Strecke verkehrten. Vater und ich konnten also den dritten Arbeiterzug nehmen, der 6.30 Uhr in Roetgen abfuhr und am Abend um 7.00 Uhr wieder in Roetgen einlief. Mit der täglichen Arbeitszeit von acht Stunden, der Fahrzeit von drei Stunden und den Fußwegen zur und von der Bahn, ergab das eine Zeit von über 12 Stunden, um das tägliche Brot zu verdienen. Nur am Samstag war man wegen der kürzeren Arbeitszeit schon gegen drei Uhr zu Hause. Die lange Fahrzeit war auch bedingt durch den umständlichen Lokwechsel auf der Grenzstation in Raeren. Die Bahn, deren Strecke zwar von Roetgen bis Kalterherberg über deutsches Gebiet führte, war nach dem ersten Weltkrieg durch den Versailler Vertrag an Belgien abgetreten worden.

Die Firma Fried van Zütphen, in der Brabantstraße in Aachen, war eine Volltuchfabrik, die vom rohen Tuch bis zur fertigen Ware alles in eigener Regie produzierte. In dem vier Stockwerke hohen Fabrikgebäude waren zu ebener Erde die Appretur mit der Walkerei und Färberei. In einem Nebengebäude war der Maschinenraum mit Dampfmaschine und Turbine. Das Kohlenlager befand sich in einem weiteren Anbau.



### **Die Volltuchfabrik Fried van Zütphen lag in Aachen in der Brabantstraße**

Hier hatte Vater Josef Wilden seit 1919 seine Arbeitsstelle. Die Tuchfabrik war ein hoher, vierstöckiger Bau. An Nebengebäuden gab es einmal das Tuchlager mit Büroräumen und Garnkammer und an der Südseite das Maschinenhaus. Im Fabrikgebäude war zur ebenen Erde die Färberei und Appretur. Auf der 1. Etage war ein Websaal. Im zweiten Stock standen, neben einer Anzahl von Webstühlen, die Leimmaschine und einige Kettenschärmaschinen. Im dritten Stock befanden sich die Tuchschererei mit ihren Veredlungsmaschinen und das Büro der Webereileitung. Dann war auf der vierten Etage wieder ein Websaal mit 26 Webstühlen, ehe man im Dachgeschoß zur Stopfkammer gelangte. Alle Webstühle und Textilmaschinen wurden von einer Transmission angetrieben, die von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wurde. Diese wurde von einem Heizer mit Kohle betrieben.

Auf der ersten Etage war die Weberei. Hier standen 26 mech. Webstühle vom Typ „Schönherr“. Es waren für den damaligen Begriff meistens Schnell-Läufer mit fast hundert Touren. Hier war auch ein Überbrückungsdurchgang zu dem vor dem Fabrikgebäude stehenden Trakt mit Büroräumen, Tuchlager und Portierswohnung. Im zweiten Stock standen auch noch zehn Webstühle vom Typ „Hartmann“, die aber nur bei sehr gutem Arbeitsgang angezogen wurden. Sonst arbeitete hier die Ketttschärerei mit zwei Schärkronen und der Leimer an seiner großen Leimmaschine. Auf der dritten Etage befanden sich die Tuchschererei mit ihren Veredlungsmaschinen, sowie das Büro für die technische Leitung des Betriebes. Im Winkel auf der vierten Etage standen wieder 26 Webstühle vom Typ „Schönherr“, aber vom älteren Baujahr, die nur bis zu 65 Touren in der Minute liefen. Saisonbedingt wurden sie auch nur bei guter Auftragslage in Betrieb genommen. Der Raum unter dem Dach des Fabrikgebäudes war der Arbeitsplatz der Stöpferinnen, die hier die Webfehler im Rohtuch beseitigten

In diesen Jahren gab es im Arbeitsleben der Lehrlinge in den Betrieben noch wenige Vorschriften oder Zwänge. Das Hauptziel war, möglichst schnell Geld zu verdienen. So gab es auch für mich keine vereinbarte, umrissene Lehrzeit. Ich wurde nun von Vater in den Vorbereitungsarbeiten, speziell und besonders im Kettenandrehen, ausgebildet. Das Weben und alle nötigen Arbeiten am mech. Webstuhl lernte ich zwangsläufig nebenher. So verdiente ich nach einigen Monaten schon Geld mit meinen angedrehten Fäden, und Vater erreichte sein Ziel, mit meinem Verdienst die Familie zu unterstützen. Für diese Arbeit wurde für hundert geknüpft Fäden elf Pfennige bezahlt. Nach einem Jahr konnte ich schon mal, durch meine Fertigkeit bei vieler Akkordarbeit, in einigen Wochen einen höheren Lohn als Vater erzielen. Schon nach zwei Jahren war meine Leistung auf zweitausend geknüpft Fäden in der Stunde gestiegen. Vater hatte als

Webmeister einen fixen Lohn von einer Reichsmark in der Stunde. Wenn ich als Kettenandreher (Anknoten der Kettenfäden) mal eine freie Zeit hatte, arbeitete ich auf einem Webstuhl im vierten Stock. Im Gegensatz zu den andern Webern, die einfache weiße Kammgarnarbeiten auf den schnellen Stühlen hatten, arbeitete ich an einer Streichgarnarbeit, einem Paletot (Mantelstoff), mit grünroten Karos auf der linken Seite. Bei dieser Arbeit hatte ich natürlich die Gelegenheit, mir sehr viele praktische Erkenntnisse anzueignen, die ich in späteren Jahren sehr verwerten konnte. Ich habe bei der Firma Fried van Zütphen bis zu meiner Einberufung zur Wehrmacht im Herbst des Jahres 1935 gearbeitet, nur unterbrochen von meiner halbjährigen Dienstzeit im Reichsarbeitsdienst (RAD). In der großen Arbeitslosenzeit in der Weimarer Republik war ich nie arbeitslos.

Nach einer Unterbrechung von zehn Jahren, durch meine Soldatenzeit bei der Wehrmacht und den zweiten Weltkrieg, habe ich am 16. Oktober 1945 die Arbeit in meinem Beruf wiederaufgenommen. Da ich mich nach der Entlassung aus der amerikanischen Gefangenschaft, als Militarist und Offizierssoldat, jede Woche bei der Militärregierung auf der Gemeinde melden mußte, war ich hier zunächst zu Straßenarbeiten im Gemeindegebiet eingesetzt worden. Dann bekam ich aber eine Arbeitsstelle bei der Firma Alois Reinartz im Rommelweg. Die Firma war eine ehemalige Weberei, die aber durch die Kriegseinwirkungen stillgelegt und sehr in Mitleidenschaft gezogen war. Es mußten zum Teil die Produktionsstätten neu aufgebaut und alle Webstühle und Textilmaschinen instand gesetzt werden. Mit einer Belegschaft von drei Männern war es dann nach einigen Monaten intensiver Arbeit soweit. Man hatte wieder ein Dach über den Kopf, und ein erstes Weberschiffchen konnte wieder durch das Fach laufen.



### **Ein Teil der Belegschaft der Firma Fried van Zütphen (Foto 1934)**

Hier hatte Walter am 26. April 1928 seinen ersten Arbeitstag. Er wurde in ein paar Monaten im Andrehen (Knüpfen) der Webketten von Vater Josef ausgebildet. Das hieß für die Eltern, nach einem halben Jahr war mehr Geld für die siebenköpfige Familie vorhanden. Neben diese Spezialarbeit lernte er auch alle Arbeiten, die ein guter Weber können mußte. Er war damit auch ohne Lehrvertrag für die Firma ein Facharbeiter, der schon im ersten Jahr seiner Tätigkeit eine Menge Geld verdient hatte. Doch dann kam das Dritte Reich und hier wurden Soldaten gebraucht. Walter wurde Berufssoldat, damit sein arbeitsloser Bruder Viktor eine Arbeitsstelle bekam. Das Foto wurde bei den Stöpferinnen unter dem Dach der vierstöckigen Fabrik gemacht.



### **Die Tuchfabrik Alois Reinartz (Foto 1956)**

Am 1. Juni 1945 war Walter gesund aus dem Kriege nach Hause gekommen. Er war glücklich nach langer Zeit nun bei seiner Familie zu sein. Um diese aber zu versorgen mußte er eine Arbeit finden. Zunächst hat dann bei der Gemeinde als Straßenarbeiter gearbeitet. Aber schon im Oktober 1945 wurde ihm eine Arbeitsstelle in seinem Beruf bei der Weberei Alois Reinartz angeboten. Hier mußte allerdings der durch den Krieg sehr in Mitleidenschaft gezogene Betrieb erst in Ganggebracht werden. Das gelang auch vorzüglich, und so verdiente Walter dann auch die nächsten 25 Jahre hier sein Geld. Doch mit dem Niedergang der mech. Webereien mußte die Firma noch vor 1970 ihre Arbeiter entlassen. Im Bild die Fabrikgebäude am Rommelweg.



#### **Der neue Arbeitsplatz bei Dechamps-Textil (Foto 1974)**

Walter hatte aber Glück, auch mir 56 Jahren bekam er in Aachen/Brand bei Dechamps einen Arbeitsplatz in der Vorbereitung. Weil er nicht mehr so viele Arbeitsstunden hatte, wurde er hier dann, im Gegensatz zu Reinartz, wo er manchmal einen 12-Studentag hatte, zum Normalverdiener. Er arbeitete hier im Achtstudentag bis zu seinem 63. Lebensjahr. Im Jahre 1977 wurde er Rentner. Im Bild: Walter auf der Verloaderampe seiner letzten Arbeitsstelle bei Dechamps-Textil.

Viktor Krott, Laurenz Cosler und Walter Wilden hatten sich ihren Arbeitsplatz mit ihrer Hände Arbeit wieder aufgebaut und eingerichtet.

Auf den ersten betriebsbereit gemachten Webstühlen wurde dann versucht, aus den Ketten, die von Granatsplittern beschädigt den Krieg überstanden hatten, Tuch zu weben. Das war natürlich eine schwierige Arbeit, die nur mit Geduld und Fingerfertigkeit zum Erfolg führte. Doch die größte Schwierigkeit bereitete uns die Energie zum Betreiben der Maschinen. In der früheren Genossenschaft, im Betrieb nebenan, in der eine Motorenfirma mit der Arbeit begonnen hatte, stand eine alte Dampfmaschine mit Turbine. Sie sollte für beide Betriebe den nötigen Strom erzeugen. Wenn aber in beiden Betrieben zu viele Maschinen liefen oder wenn zu wenig Kohle da war, reichte der Strom nicht. Als der kleinere Betrieb, verlegten wir dann unsere Arbeitszeit in die Nachstun-

den. Als dann unsere Splitterketten mit viel Mühe gewebt waren, konnte die Firma mit ihrer ersten Produktion Mittel investieren, um dem Betrieb die nötige Grundlage zu geben. Von der Militärregierung wurde dann an die laufenden Webereien eine Produktionsanweisung verteilt, die als erste Arbeitsbeschaffung galten. Mit Kammgarnketten und Streichgarnschuß wurden dann billige Tuche hergestellt. Der Lohn wurde in Reichsmark ausgezahlt. Er lag auf Vorkriegsniveau bei etwas über 40 Reichsmark in der Woche. Mit diesem Lohn konnte man aber nur die wenigen zugeleiteten Lebensmittel bezahlen. Sonst konnte man mit dem Geld nichts anfangen, aber man war beschäftigt und hatte eine Arbeit.

Als dann die Energieversorgung wieder überregional funktionierte, wurde die Arbeitszeit von morgens sieben Uhr bis nachmittags vier Uhr festgelegt. Nach und nach wurden weiter Webstühle betriebsbe-

reit gemacht und weitere Weber und nötige Stöpferinnen, Spulerinnen und andere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen eingestellt. Es waren aber noch einige schwierige Jahre mit der alten Vorkriegswährung zu überstehen. Der Arbeitsverdienst wurde erst interessant mit der Währungsreform im Juni 1948. Es wurde die Deutsche Mark eingeführt. Jeder Bürger erhielt zunächst 40 Deutsche Mark und im August noch mal zwanzig Mark. Aber jetzt wurde der Arbeitslohn in den Betrieben in DM ausbezahlt. Die Firma nannte sich nach der Währungsreform Tuchfabrik Alois Reinartz. Inhaber waren die Geschwister Reinartz, und sie wurde vom Sohn Hugo Reinartz geleitet. Die Firma florierte und beschäftigte mit der Zeit 35 Mitarbeiter bzw. Mitarbeiterinnen. Im Gegensatz zu der im Ort sonst üblichen Lohnweberei für andere Firmen, wurden bei Reinartz Tuche aus eigener Entwicklung und Musterung fabriziert. In den einzelnen Werkhallen des Betriebes befanden sich neben der Weberei, die Kettenschärerei, die Zwirnerei, die Spulerei, die Stopfkammer, das Garnlager und eine Werkstatt für den werkseigenen Schlosser. Die Büroräume und das Tuchlager befanden sich in einem Anbau am Wohnhaus Reinartz.

In den fünfziger Jahren war nach und nach der ganze Maschinenpark im Betrieb erneuert worden. Ich arbeitete auf zwei Webstühlen vom Typ „Astra“, die hundert Touren in der Minute machten. Ein großer Teil meiner Arbeit lag aber in der Vorbereitung, die da war: Kettenandrehen, Riete und Fadenwächter einziehen, Dessin- und Schußwechselkarten erstellen. Auch das Anweben und Einstellen der Webstühle war meine Arbeit. Wogegen größere Reparaturen vom Schlosser Alois Kreitz erledigt wurden. In dieser Zeit stieg mein Arbeitsverdienst, auch wegen der vielen Überstunden, sehr oft auf über das Doppelte eines normalen Arbeiters. Da ich als ehemaliger Berufssoldat das Versorgungsgesetz nach dem § 131 in Anspruch nehmen konnte, wurde ich von der Bundespost mehrmals auf meine Rechte aufmerksam

gemacht. Da ich aber durch einen Berufswechsel für mich keine finanzielle Verbesserung sah, ließ ich mich von einer Einstellung bei der Bundespost zurückstellen. Ich habe diesen Entschluß auch nie zu bereuen brauchen.

An meiner Arbeitsstelle herrschte ein selten gutes Betriebsklima. Man konnte sich, sogar bei dringender Arbeit in der kleinen Landwirtschaft zu Hause, seine Arbeit einteilen. Alle Angelegenheiten wurden mit dem Chef persönlich besprochen. Mittags fuhr man mit dem Fahrrad und später mit dem Moped nach Hause zum Essen. Man konnte sich seine Arbeiten einteilen; es herrschten kein Zwang und deswegen kein Streß. Aber für mich war das unendlich viel Arbeit, manchmal bis zu 12 Stunden am Tage, die aber gerne getan wurde. Aber dann kam die Zeit des Umbruchs. Die mechanische Weberei wurde zunächst von den Halbautomaten und dann der automatischen Weberei abgelöst. Man hatte im Betrieb in den fünfziger Jahren mit der Erneuerung des mech. Maschinenparks einen Fehlgriff getan. Es hatte da sicher die Weitsicht gefehlt. Nun wurde es für die Betriebsleitung immer schwerer, konkurrenzfähig zu bleiben. Es mußte rationalisiert werden. Wer bisher zwei Webstühle bediente, mußte jetzt auf vier arbeiten. Immer mehr Arbeiter mußten entlassen werden, und im Jahre 1970 führte das dann zur Schließung des Betriebes. Am 29. August 1970 war mein letzter Arbeitstag bei Reinartz. Ich hatte dort, bis auf wenige Wochen, fast 25 Jahre lang einen guten Arbeitsplatz gehabt.

Als 56-jähriger Mann mußte ich jetzt noch mal auf die Suche nach einer neuen Arbeitsstelle gehen. Ich hatte aber Glück. Durch eine Fürsprache aus der Betriebsleitung der alten Firma (Rudolf Schröder) bekam ich dann einen Arbeitsplatz bei der Aachener Tuchfabrik Nickel und Müller in Aachen/Brand. Die neue Firma war eine Volltuchfabrik, die schon mit den neuen Halbwebautomaten (Sulzer) ausgerüstet war. Ein Zweigwerk der Firma mit Färberei und Appretur befand sich in Heerlen in

Holland. Die Firma beschäftigte zirka 350 Arbeiter. Die Weberei arbeitete in drei Schichten mit acht Stunden in der 40-Stundenwoche. Da ich aber die Gelegenheit hatte, eine ständige Tagesarbeitsstelle zu bekommen, verzichtete ich auf die zwar besser bezahlte Schichtarbeit in der Weberei. Ich arbeitete nun in einer Tagschicht von sieben bis 16 Uhr in der Vorbereitung unter Meister Paul Jansen aus Roetgen. Bei dem großen Verbrauch an Material der verschiedenartigsten Garne, war das für mich eine sehr interessante Arbeit. Da ich ja körperliche Arbeit gewohnt war, kam diese Beschäftigung auch meinem Befinden entgegen. Ich fing hier mit einem Stundenlohn von 6,30 DM an. Das war zwar mehr wie mein Akkordlohn bei Alois Reinartz in Roetgen, aber hier gab es kaum Überstunden. So wurde ich auf der neuen Arbeitsstelle, trotz des höheren Stundenlohnes, zum Normalverdiener. Durch die jährlichen tariflich festgelegten Lohnerhöhungen, manchmal bis zu 10%, hatte ich bald einen Stundenlohn von 11.- DM. Inzwischen war die Firma durch eine Zusammenlegung der früheren Tuchfabriken Nickel & Müller und Dechamps & Drouven im Jahre 1972 in Dechamps Textil umbenannt worden.

Aber der große Betrieb wurde immer mehr auf die Webautomaten umgestellt. Es wurde auch hier rationalisiert. Mit der Zeit wurde die Zwirnerei stillgelegt, Doublier- und Spularbeiten wurden auswärts getätigt und die Musterweberei abgeschafft. Die Vorarbeiten für die Weberei, womit ich früher das meiste Geld verdient hatte, wurden durch schnellere Arbeitsgänge jetzt alle maschinell durchgeführt. Die Webautomaten wurden immer moderner und schneller. Der mech. Webstuhl hatte 90 bis 100 Schuß in der Minute gemacht. 1977 machten die Automaten schon 500 Schuß in der Minute. Ich habe bei Dechamps Textil bis zu meinem 63. Lebensjahr gearbeitet und ging am 1. Mai 1977 in den Ruhestand. Ich bekam damals eine monatliche Rente von 1850,- DM. Noch bis zum Jahre 1981 wurde ich von der Firma zu befristeten Aushilfsarbeiten und an jedem Jahresende für sechs Wochen zur Inventur angefordert. Das war für mich, neben der Rente auf die Monate des Jahres verteilt, ein schönes Taschengeld und sicher auch ein Zeichen, daß man mit meiner Arbeit sehr zufrieden war.

## Der Sportsmann:

Der Anreiz zu einer sportlichen Betätigung wurde für mich schon in meiner frühesten Jugend durch einen um zehn Jahre älteren Jungen aus der Nachbarschaft auf Münsterbildchen gegeben. Der 20-jährige Leo Franzen war ein begeisterter Sportsmann und kannte alle Automarken. Er war Radrennfahrer, Fußballspieler, Leichtathlet. Er turnte und alles was er sagte und tat, war für einen Jungen von zehn Jahren interessant und nachahmenswert. Er lehrte uns Kinder das Radfahren auf seinem Rennrad. Er zeigte uns das Sautreiben, eine Art Hockey, so wie Keywerfen, das Werfen von Steinen auf ein Ziel. Er lehrte und die Fußballregeln. Er machte uns einen Bogen und zeigte, wie mit Pfeil und Bogen geschossen wurde, und er machte uns Turnübungen vor. Im nahen Wald baute er uns zwischen zwei Tannen ein Reck. Auf einer kleinen Lichtung baute er uns einen Barren. Er legte für uns eine Sprunggrube an, die wir mit Tannennadeln füllen mußten. Neben dem Weitsprung lernten wir hier mit Stein und Kugel stoßen, mit Steinen Weitwerfen, das Starten und um die Wette laufen. Für die ganz Kleinen machte er an einem starken Ast eine Schaukel. Er war ein Idol, ein fabelhaftes Vorbild für die Kinder, aber besonders für mich.

Ich war sehr sportlich veranlagt, und das zeigte sich auch bald im Schulsport. Ich war bald einer der besten Läufer, Springer und Werfer meines Jahrgangs und machte auf den Schulsportfesten immer einen der vordersten Preise. Bei der Auswahl der Fußballmannschaften auf dem Schulhof war ich immer einer der Ersten, der gewählt wurde. Bei der Schlagballmannschaft der Schule wurde ich bald Spielführer und holte mit meiner Mannschaft in zwei Jahren den Kreispokal auf den Schulsportfesten. So wurde ich dann nach meiner Schulentlassung, im Jahre 1928, Mitglied des Turnvereins Roetgen 1894 e.V., zunächst als Leichtathlet und Geräteturner. Der Turnverein war damals noch ein kleiner Landverein mit 60 bis 70 Mitgliedern,

und hatte als Übungsstätten für die Leichtathleten die „Handballwiese“ am Lamerskreuz beim Vereinslokal Paul Vossel und für die Geräteturner den Saal am Lokal von Jean Steinbeck auf Petergensfeld. Die vereinseigene kleine Turnhalle wurde erst 1930 erbaut. Unter Jugendleiter Ernst Vossel war jede Woche ein Übungsabend für Jugendturner in Petergensfeld, den ich dann, wenn ich abends von der Arbeit aus Aachen kam, bei Steinbeck besuchte. Als Geräteturner war ich, trotz meiner sonstigen Fitneß, nur Durchschnitt. Als ich dann an einem Übungsabend, bei einer mißglückten Übung, von Reck fiel und mir das Nasenbein brach, wandte ich mich verstärkt der Leichtathletik zu. Ich war ein guter Sprinter und wurde bald als Läufer der viermal hundert Meter Staffel des Vereins zugeteilt. Meine übliche Zeit über 100 Meter lag bei 11,5s. Auch beim Weitsprung, Diskus, Kugel und Speer hatte ich für Vereinsverhältnisse annehmbare Leistungen. Auf den Vereinssportfesten wurde so mancher Preis für mich und im Namen des Vereins errungen.

Es wurde damals auch schon Handball im Turnverein Roetgen gespielt, und als 1931 in der 1. Mannschaft durch den Abgang von Spielern ein personeller Engpaß entstand, wurde ich als 17-jähriger Spieler der 1. Mannschaft zugeteilt. Der Verein war mit seiner 1. Handballmannschaft der 2. Kreisklasse der Deutschen Turnerschaft zugeteilt. Das Feldhandballspiel wurde damals noch nach fußballähnlichen Regeln gespielt. Auch der Spielball hatte die Dicke oder den Umfang eines Fußballes. Wer nun mit diesem Ball geschickt Fangen und Werfen konnte, war in den Augen der Zuschauer ein guter Spieler. Mit Beginn des Dritten Reiches, im Jahre 1933, kam auch im Sport ein Umbruch. Die herkömmlichen Sportarten wurden in der Breite zurückgedrängt, und der Schwerpunkt verlegte sich auch in den Turnvereinen auf den Wehr- und Geländesport.



#### **Das Turnfest in Höfen (Foto 1929)**

Walter war nach der Schulentlassung Mitglied im Turnverein Roetgen geworden. Der damals an Mitgliedern (51) überschaubare Verein, besuchte regelmäßig mit seinen Geräteturnern und Leichtathleten die Sportfeste der benachbarten Turnvereine. Es wurde meistens mit dem Lieferwagen des Gemüsehändlers Michael Krott, aber auch schon bei weiteren Fahrten, mit dem Bus des Albert Lauscher gefahren. Die Personen im Foto vor dem Hause in Höfen von links: Gregor Kreitz, Peter Giesen, Viktor Mathee, Erich Moosmayer, Eugen Vogt, Leo Vossel, Karl Linzenich, Wilhelm Peters, Alois Kreitz, Walter Wilden, Wilhelm Zimmermann, Kurt Stollewerk, Reinhold Offermann, Ludwig Kreitz, Theobald Kreitz, Wilhelm Offermann, Franz Cosler, Heinrich Kreitz, Ernst Vossel, Anton Nießen, Hubert Stieren, Hilde Offermann, Paul Plum, Waldemar Fischer, Viktor Krott und Oskar Nellessen.



#### **Das Turnfest der ATG am Chorusberg in Aachen/Burtscheid (Foto 1929)**

Die Bannermannschaft des TV Roetgen, die den Wimpel des Aachener Turngaues gewannen. Es war ein leichtathletischer Wettkampf, der Vorläufer des späteren Gerätewettkampfes um das Gaujugendbanner. Die siegreichen Sportler von links: Leo Vossel, Karl Johnen, Walter Wilden, Waldemar Fischer.

Um nicht der SA beitreten zu müssen, wurde in der Turnhalle Exerzierübungen gemacht und im Verein eine Segelfliegerschar aufgestellt. Es wurde das Segelflugzeug „Zögling“ gebaut und auf der großen Wiese am „Vennhorn“ per Gummiseilstart das Segelfliegen geübt. Während meiner Soldatenzeit hatte ich natürlich durch meine sportliche Veranlagung und Vorbildung große Vorteile. Im Gegensatz zu den meisten Rekruten, die in der Mehrzahl sportliche Nieten waren, machte mir der harte militärische Dienst nichts aus.

Nach dem Kriege gab es vorerst noch kein sportliches Leben in Roetgen. Erst im Herbst 1945 begannen einige der aus der Gefangenschaft zurück gekehrten Turnbrüder mit dem Neuaufbau des Turnvereins. Im Jahre 1946 hatte der Verein schon wieder eine Handballmannschaft, in der ich auch aktiv mitwirkte. Das Interesse Sport zu treiben, um auch wieder normale Verhältnisse zu haben, wurde damit immer größer. Aber um der sportlichen Arbeit im Verein eine solide Grundlage zu geben, brauchte der Verein die Jugend und diese eine entsprechend Ausbildung. Ich besuchte dann deswegen einen Trainer und Jugendleiterlehrgang und baute danach eine Jugendabteilung mit drei Mannschaften auf. Die kleinsten Jugendlichen, mit denen ich 1948 anfang, wurden wegen der speziellen Ausbildung jedes Jahr Meister ihrer Klasse. Es machte mir riesigen Spaß, mit den Jungs zu arbeiten und sie spielen zu sehen. Ich muß hier aber auch sagen, daß ich eine sehr verständige Frau hatte, die mir in meiner sportlichen Betätigung völlige Freiheit ließ und mir nie die geringsten Schwierigkeiten machte. Neben der Ausbildung der Jugend trainierte ich auch die Seniorenmannschaften und habe noch bis zu meinem 45. Lebensjahr aktiv in der 1. Mannschaft gespielt. Danach habe ich noch 15 Jahre in der Jugendarbeit und 20 Jahre als Trainer und Betreuer gearbeitet.

Diese intensive Jugendarbeit trug für den Roetgener Handball Früchte. Als die Jungens Senioren wurden, schafften sie von Jahr zu Jahr im Feldhandball ihre Meister-

schaften und Aufstiege. 1970 stieg die Mannschaft des kleinen Dorfverein, dem Turnverein Roetgen, in die damals höchste Klasse des Verbandes, in die Oberliga auf. Auch im Hallenhandball, der seit 1952 gespielt wurde, gehörten die Jungens zu den besten Mannschaften des Handballkreises Aachen. Sie wurden als Senioren in den Jahren 1962 und 1964 Kreismeister im Hallenhandball. Aber auch in der gesamten Führung habe ich gearbeitet. In den Jahren vom 1964 bis 1968 war ich erster Vorsitzender des Vereins. Für die Handballabteilung war ich bis 1995 lange Jahre der Obmann und der Vorsitzende des Spielausschusses. Leider wurde seit 1975 kein Feldhandball mehr gespielt. Aber im Hallenhandball gab es von Jahr zu Jahr im Verein mehr Mannschaften. Jüngere Leute wurden als Trainer, Übungsleiter und Betreuer eingesetzt. Ab 1982 trugen auch Frauenmannschaften die rot/goldenen Farben des Vereins. Im Spieljahr 1998/99 trugen acht Seniorenmannschaften, davon vier Frauenmannschaften, und 12 Jungen- und Mädchenmannschaften ihre Meisterschaftsspiele aus. Auch im hohen Alter stelle ich meine freie Zeit den jungen Leuten immer noch zur Verfügung. Im Alter von 79 Jahren mußte ich noch, als der Schiedsrichter ausblieb, ein Meisterschaftsspiel in der 4. Mannschaft leiten. Auch als 84-Jähriger war ich noch Woche für Woche als Zeitnehmer oder Sekretär auf der Auswechselbank für die Mannschaften tätig. Ich stellte damit noch immer meinen Mann und blieb mit den jungen Leuten jung!



### **Die C-Jgd. des TV Roetgen (Foto 1951)**

Walter war damals der Jugendleiter des Vereins bei den Handballern. In der C-Jgd waren die 12- bis 14-jährige Spieler, es wurde damals im Handballkreis Aachen nur Feldhandball gespielt. Die Spieler, stehend von links: Walfried Mathee, Josef Serve, Franz Josef Erler, Heinz Stoffels, Wilhelm Wilden, Jugendleiter Walter Wilden. Vorne: Erwin Jeske, Joachim Haake, Gerd Schulz, Erich Völl, Erich Heeren und Erich Lennartz.



### **Die A-Jgd. des TV Roetgen (Foto 1957)**

In dieser Mannschaft spielten die 16- bis 18-jährigen Jungens der Handballer, auch unter Walters Leitung. Man hatte seit 1952 erstmals in der Jugend auch mit dem neuartigen Hallenhandball begonnen. Die Jungens waren in der kleinen Vereinsturnhalle mit dem neuen Hallenspiel vertraut gemacht worden. Der Erfolg des intensiven Trainings zeigte sich bald, man wurde fast jedes Jahr Kreismeister in Feld und Halle. Im Bild zu sehen, stehend v.l.: Obmann Hubert Lux, Günter Graff, Heinz Stoffels, Rolf Schmitz, Rolf Wilden, Herbert Pfenning, und der Jugendleiter Walter Wilden. In der Mitte: Josef Giesen, Konrad Heinrichs, Peter Linzenich. Vorne: Winfried Schartmann, Torwart Reiner Vossel und Fritz Ehrig



### **Die 1. Mannschaft des TV Roetgen (Foto 1963)**

Neben der jahrelangen Jugendarbeit hatte Walter auch schon seit 1948 das Training der Senioren übernommen. Man begann damals in der untersten Klasse, der 2. Kreisklasse, und hatte sich in einigen Jahren bis zur höchsten Klasse des Kreises, der Kreisliga verbessert. Verstärkt mit den jungen Spielern schaffte man dann 1959 den Aufstieg zur Landesliga. Damit spielte zum Ersten Mal eine Mannschaft des TV Roetgen auf Verbandsebene. Die Mannschaft auf dem Foto hatte 1963 in der Meisterschaft einen guten dritten Rang erreicht. Die Mannschaft stehend von links: Trainer Walter Wilden, Karly Johnen, Erich Johnen, Rolf Schmitz, Heinz Stoffels, Betreuer Hans Lennartz, Obmann Oskar Nellesen. Mitte: Hans Georg Nellesen, Manfred Schmitz, Konrad Heinrichs, Ingo Stoffels. Vorne: Winfried Schartmann, Torwart Reiner Vossel und Fritz Ehrig. Das Bild wurde auf dem Sportplatz am „Wiedevenn“ gemacht.



### **Die Erste Mannschaft des TV Roetgen in der Oberliga (Foto 1971)**

Mit einem 16:14 über den Post SV Köln, am 27. Juni 1971 im Poststadion, erreichte die Mannschaft des TV Roetgen den Aufstieg in die Oberliga des HVM und damit die höchste Klasse des Verbandes im Feldhandball. Die Personen auf dem Foto, stehend v.l.: Vorsitzender des Vereins Werner Kreitz, Obmann Walter Wilden, Lothar Johnen, Edgar Moosmayer, Ingo Stoffels, Winfried Schartmann, Arthur Braun, Herbert Gronloh, Theobald Wilden, Altobmann Oskar Nellesen, Trainer Herbert Wilden. Vorne: Fan Uwe van Boxmeer, Lambert Wilden, Konrad Heinrichs, Reinhard Wilden, Torwart Walter Krichel, Rolf Schmitz, Heinz Stoffels.

## Der Soldat:

Im Dritten Reich war Soldatenzeit. Doch vorerst wurde ich im Herbst 1934 für ein halbes Jahr Arbeitsmann im Reichsarbeitsdienst (RAD). Ich wurde in den zunächst noch freiwilligen Arbeitsdienst in der Abteilung 6/216 in Roetgen einberufen. Dort wurde ich am 30 April 1935 als Reichsarbeitsmann mit Eignung als Vormann entlassen. Ich nahm dann meine Arbeit wieder bei der Aachener Firma Fried van Zütphen auf. Nach Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht wurde ich als Angehöriger des Jahrgangs 1914 vom Wehrersatzamt in Eschweiler für den Soldatendienst gemustert und für „tauglich 1“ befunden. Ich bekam dann im Laufe der nächsten Monate den Gestellungsbefehl zum Luftgaukommando 1 in Königsberg (LKK1) in Ostpreußen und wurde dann mit dem 1. November 1935 Soldat. Mein Arbeitsplatz bei der Aachener Firma wurde frei und wurde nun von meinem Bruder Viktor als feste Arbeitsstelle übernommen.

Am Morgen des 31. Oktober gegen vier Uhr ging Vater mit mir von Münsterbildchen zum Treffpunkt in Roetgen. Es waren noch zwei andere Roetgener Männer zu der gleichen Garnison einberufen worden. Neben mir waren das Helmut Mathee und Helmut Cremer. Wir waren die ersten Roetgener Soldaten, die durch die Wehrpflicht einberufen wurden. Es hatte natürlich auch vorher schon in Roetgen Soldaten gegeben, aber das waren Freiwillige des Hunderttausendmannheeres aus der Weimarer Republik. Da der Vater von Helmut Cremer, der Getreidemühlenbesitzer Albert Cremer, ein Automobil besaß, wurden die jungen Soldaten von ihm zum Bahntransport nach Düren gefahren. Der Sammeltransport stand dort für die Rekruten aus dem Grenzland bereit. Der Eisenbahntransport fuhr über Köln, Düsseldorf nach Wuppertal. Dort waren dann gegen 14.00 Uhr etwa zweitausend junge Männer aus dem Rheinland an Bord, die dann nach Ostpreußen gebracht wurden.

Die Fahrt dauerte fast zwei Tage. Für die Verpflegung hatten neben der Bahnhofsmissionen in der Hauptsache noch die Mütter und Bräute gesorgt. Auch in Berlin kamen noch eine geringe Anzahl Männer aus der Reichshauptstadt hinzu. In Schneidemühl, an der Grenze zum polnischen Korridor, wurde der Transport von einem Unteroffizierskommando aus Königsberg erwartet. Wir sahen hier zum ersten Mal die neuartigen Uniformen der Luftwaffe mit Schlips und Kragen. Während der Fahrt durch den Korridor durften keine Türen und Fenster geöffnet werden. Am späten Nachmittag des 2. November (Allerseelen) kamen wir in Königsberger Hbf. an. Auf dem Bahnsteig wurden die Männer den einzelnen Waffengattungen zugeteilt. Unter Führung der Unteroffiziere marschierten dann die Luftwaffensoldaten im Licht von aufgestellten Scheinwerferbatterien zur Flakkaserne Neuhufen, die im Norden von Königsberg lag. Hier wurden wir auf dem Kasernenhof, nach der Begrüßung durch den Regt. Kommandeur, auf die einzelnen Batterien aufgeteilt und in die Unterkünfte geführt.

Helmut Cremer war auf Grund seiner höheren Schulbildung der Stabsbatterie zugeteilt worden. Dagegen kamen Helmut Mathee und ich zur 3. Battr. Flak Regt.1. Es war eine schwere Batterie mit 8,8 cm Geschützen in Stärke von drei Offizieren, 23 Unteroffizieren und 116 Mannschaften, zusammen 142 Mann. Der Batteriechef war Hauptmann Jacobson, der Hauptfeldwebel (Spieß) Hauptwachtmeister Kochhalski, mein Zugführer Wachtmeister Mai, und mein Korporalschaftsführer Uffz. Meißner in der sechsten Korporalschaft. Der Dienst im ersten Vierteljahr war die Grundausbildung mit Exerzieren im Fußdienst, Einzelmarsch und Gewehrgriffe lernen und üben, der Ehrenbezeugungen, Korporalschaftsunterricht und die Ausbildung an Karabiner 98k und der Pistole 08. Aus Zivilisten wurden hier Soldaten gemacht.

Ausgang gab es erst nach sechs Wochen, wenn die Ehrenbezeichnungen einwandfrei gemacht werden konnten. Hier herrschten sehr strenge Bräuche und unbedingte Disziplin.



**Der Kanonier in Königsberg (Foto 1936)**

Im zweiten Vierteljahr begann dann die Spezialausbildung an den Geschützen 8,8 oder 2 cm, am Maschinengewehr und die Ausbildung am Kdo-Gerät im Entfernungsmessen. Ich wurde der schweren Geschützstaffel zugeteilt. Der Staffelführer der Gefechtsbatterie war Wachtmeister Schulz. Die allgemeine Dienstzeit betrug zwei Jahre. Auf Anraten von Vater, hatte ich mich aber schon vor Ende des ersten Jahres als Berufssoldat für 12 Jahre verpflichtet. Diese Verpflichtung sicherte meinem Bruder Viktor den Arbeitsplatz in der Aachener Firma. Als Berufssoldat bekam ich dann, noch in Königsberg, eine Ausbildung als Kraftfahrer für alle Militärfahrzeuge. Nach Erlangen der Führerscheine wurde ich dann im Herbst 1936, mit einem großen Teil der Ausbilder der Batterie, nach Iserlohn im Sauerland versetzt. Mit diesem Kader wurde hier, in einer noch im Bau befindlichen Kaserne, die 3. Batterie vom Flakregiment 24 aufgestellt. Arthur Sommer aus Opladen, den ich in Königsberg kennengelernt hatte, war auch als Berufssoldat mit dabei. Wir waren in-

zwischen gute Freunde geworden. Er war in Vicht bei Stolberg geboren. Wir hatten also eine gemeinsame engere Heimat. Wir wurden in Iserlohn zum Gefreiten befördert und bekamen dort unsere ersten Korporalschaften. Unter Wachtmeister Zackor bildeten wir dann als Spezialisten und als Geschützführer im leichten Flaktrupp an den 2 cm Geschützen aus.



**Der Uffz. der schweren Flakbatterie in Kassel (Foto 1938)**

Doch schon im Sommer 1937 mußten wir die neuen modernen Kasernen auf dem Dröscheder Felde in Iserlohn wieder verlassen. Wir bezogen dann eine aus Baracken erbaute provisorische Kaserne auf dem Enkeberg in Wolfsanger bei Kassel. Die Einheit hieß jetzt Schwere Flakstamm-batterie Kassel und hatte vordringlich die Aufgabe, mit den Ersatzreservisten neue Einheiten aufzustellen. Hier wechselte ich dann auch wieder zur schweren 8,8 cm, um dort die Reservisten an der schweren Kanone auszubilden. Der Zufall wollte es, daß ich bei Kriegsbeginn mit diesen Leuten, die ich selbst ausgebildet hatte, in den Krieg zog. Ich war in Kassel inzwischen zum Unteroffizier befördert worden.



### **Urlaub in Zivil (Foto 1939)**

Nach einem schweren Kfz-Unfall in Kassel wurde das Foto als Unteroffizier (S118) in einen monatelangen Erholungsurlaub in Roetgen gemacht. 1939 war die Festungsflakstammatterie schon in Landau in der Rheinpfalz stationiert. Im oberen Bild hatte die Freunde mit ihren Mädchen eine Tagestour zum Dürkheimer Faß gemacht. Unteroffiziere konnten schon Zivilurlaub einreichen. Im Bild von rechts: Karl Thomas (Toni) mit der Freundin Maria Bitzer, Arthur Sommer mit der Freundin Liesel Heil und Walter. Er hatte seine feste Freundin Maria zu Hause in Roetgen.



### **Die erste Feuerstellung im zweiten Weltkriege (Foto 1939)**

Sie lag im Gelände in Wulfen bei Dorsten in Westfalen. Zum Schutze des Ruhrgebietes ging die Batterie dort vom 26. August bis 3. November 1939 in Feuerstellung. Neben den Geschützstellungen und Schützengräben wurden dort auch Unterstände als Unterkunft für die Bedienungen der Kanonen gebaut. Eine Fotografie des Unterstandes schickte Walter in einem Brief an seine Maria in Roetgen. Hier war zu lesen: "Nachdem dieser von den Soldaten erbaute Unterstand vom Battr. - Chef Hauptmann Werner vor versammelter Mannschaft, als der Beste bezeichnet wurde, erhielt er auf Vorschlag der Bedienung den Namen „Bunker Maria“"

Als dann am 1. November die neuen Rekruten kamen, wurde ich aber wieder zur Ausbildung der jungen Soldaten eingesetzt. Am 11. November 1937 erlitt ich dann einen schweren Kfz-Unfall. Auf der Rückfahrt von einem Vorbereitungsgottesdienst zur Vereidigung der Rekruten, geriet mein Fahrzeug, in dem ich als Beifahrer saß, bei der Auffahrt zur Kaserne in einen Wasser Abflußschacht, und stürzte mit zwölf Mann Besatzung eine Böschung hinunter. Ich geriet unter das Fahrzeug, und mit einem Oberschenkelbruch und andern Verletzungen wurde ich in das Standortlazarett Kassel eingeliefert. Leider gab es bei dem Unfall auch einen toten Soldaten. Mein Freund Arthur Sommer und einige der anderen Soldaten kamen mit leichteren Verletzungen davon.

Beim Heilungsprozeß des Oberschenkels hatte es Komplikationen gegeben. Als nach drei Monaten der Gipsverband entfernt wurde, stellte man eine Verkürzung des Beines von über fünf Zentimeter fest. Mit meiner Einwilligung wurde das Bein noch mal gebrochen, und nach weiteren drei Monaten war dann der Bruch mit nur einer minimalen Verkürzung normal zusammen geheilt. So war ich erst im Mai 1938 wieder einigermaßen hergestellt und konnte einen mehrmonatigen Erholungsurlaub antreten. Ich hatte natürlich Heimaturlaub bekommen und diesen fast ausschließlich bei meiner lieben Maria verbracht. Nach meiner Genesung kam ich dann wieder zur Truppe zurück. Diese war inzwischen von Kassel nach Landau in der Rheinpfalz verlegt worden. Die Einheit nannte sich jetzt Festungsflakstammatterie und bildete Soldaten aus, die nun zum rasanten Aufbau der Wehrmacht gebraucht wurden. Als Unterkunft diente die ehemalige höhere Töchterschule am Nordring 7. Es waren dort sehr beengte Verhältnisse. Mit zehn Unteroffizieren lagen wir hier in einem der früheren Klassenräume.

Während der so genannten „Sudetenkrise“ im Herbst 1938 wurde dann schon die Ausbildungsarbeit der Stammatterie sichtbar. Mit den ausgebildeten Reservi-

sten wurden aus der Stammatterie drei neue Einheiten gebildet, die den Westwall gegenüber der französischen Grenze besetzten. Ich wurde mit meiner „Übungseinheit“ beim Ort Lingenfeld eingesetzt. Mein Freund Arthur Sommer kam mit seiner neu aufgestellten Einheit nach Rodt an der Weinstraße. Nach Beendigung der Krise wurden die Reservisten wieder entlassen, und die Stammkader kamen wieder in ihren Standort Landau zurück. Der Dienst verlief dann wieder friedensmäßig, und die Soldaten bekamen ihre Weihnachts- und Neujahrsurlaub.

Auch im Laufe des neuen Jahres wurden neben den jungen Rekruten weitere Ersatzreservisten ausgebildet. Aber die Gefechtsbatterie machte auch viele motorisierte Marschübungen, darunter auch eine bemerkenswerte Übung von einigen Tagen in den Schwarzwald, gegenüber der französischen befestigten Maginot Linie. Im Kriegsfall sollte diese Gegend das Gebiet unserer Einsatzorte werden. Doch noch vor Beginn des Krieges wurden wir wieder erwartet im Landmarsch in das Ruhrgebiet verlegt und gingen in Wulfen bei Dorsten in Westfalen in Feuerstellung. Von dem am 1. September 1939 mit dem Einmarsch in Polen ausgebrochenen Krieg merkten wir hier wenig. Die Soldaten wurden mit dem Ausbau der Stellung beschäftigt. Es gab noch einen Wettbewerb, welche Bedienung sich den schönsten Unterstand gebaut hatte. Aber trotzdem wurde bald Stellungswechsel gemacht und man besetzte eine Barackenstellung bei Sickingmühle, am Lippe-Seitenkanal. Von dort machte ich mit der schweren Batterie noch eine Luftzielschießübung in Deep in Pommern. Freund Arthur mußte indessen mit seinem leichten Flaktrupp die verlassene Stellung bewachen. Nach Rückkehr von der Schießübung wurde das Flakregiment, dann Anfang Dezember in einer Dortmunder Artilleriekaserne zusammen gezogen, um personell und ausrüstungsmäßig auf Kriegsstärke gebracht zu werden. Dies war dann in einigen Tagen geschehen.

In der Nacht zum 6. Dezember marschierte dann die Einheit in Richtung Westgrenze. Im Morgengrauen ging die Batterie in Grauenhof bei Aachen/Brand in Feuerstellung. Das war für mich natürlich eine angenehme Überraschung. Von hier bis Roetgen, zu meiner Maria, waren es nun noch keine 20 km Entfernung. Ich habe dann auch die Nähe meiner Heimat ausgenutzt und bin so oft wie möglich mit einem Fahrrad nach Roetgen gefahren. Ich bin dann auch am 13. Januar 1940 mit meiner Maria zum Standesamt gegangen und habe sie am 14. Januar in der Kirche in Roetgen geheiratet. Wir haben dann noch ein paar Monate eine schöne Zeit gehabt, bis das am 10. Mai mit dem Einmarsch in Holland und Belgien der Westfeldzug begann. Er führte uns im dauernden Vormarsch durch Holland, Belgien und Nordfrankreich. In sechs Wochen war der Feldzug, in der Zeit der „Blitzkriege“, beendet. Wir wurden in Calais auf die Bahn verladen und im Sommer 1940 zum Schutze der Reichshauptstadt nach Berlin verlegt. Hier wurden wir bei Waßmannsdorf im Süden von Berlin in einer ausgebauten Stellung mit Barackenunterkünften eingesetzt.

Ich war inzwischen während des Westfeldzuges zum Wachtmeister befördert worden. In Berlin bekam ich durch ein Telegramm die Nachricht von der Geburt meines Sohnes Rolf. Sie wurde natürlich im Unteroffizierskorps der Batterie gebührend gefeiert. Bis Anfang April 1941 blieb die Einheit in Berlin. Anlässlich des Balkanfeldzuges wurden wir mit Bahntransport nach Wiener Neustadt in Österreich verlegt. Da der Feldzug in Jugoslawien in einer Woche beendet war, fuhr ich aus der Stellung Steinabrükl in Urlaub. Während des Heimaturlaubs bekam ich dann eine Depesche: „Nach Beendigung des Urlaubs bei der Truppe in Hamburg melden“. Inzwischen war meine Einheit, die 8.Flak-Regt. 64, zum Luftschutz der Hansestadt in Hamburg Bergedorf eingesetzt worden. Die Zeit in Hamburg war nur von kurzer Dauer. Mitte Juni wurden Vorbereitungen für einen Stellungswechsel getroffen, die

wesentlich umfangreicher waren wie üblich. So mußten zum Beispiel für jedes Fahrzeug lange Rollen aus Maschendraht mit Holzstempel gemacht werden. Wir waren gespannt, wo es diesmal hingehen würde. Am Abend des 19. Juni 1941 wurden wir auf einen Bahntransport mit unbekanntem Ziel verladen. In der Nacht zum 20. Juni begann eine lange Bahnfahrt. Aber bald wurde es klar: wir fuhren nach Süden in westlicher Richtung. Nach dreitägiger Bahnfahrt hatten wir dann unser Ziel, Bayonne in Südfrankreich, an der spanischen Grenze erreicht.

Wir bekamen dort eine Unterkunft in einem Trappistenkloster. Ich habe heute noch die unzähligen Flöhe in Erinnerung, die es in diesem Kloster gab. Beim Einrichten im Kloster erfuhren wir auch durch eine Sondermeldung des Rundfunks, daß am Morgen des 22. Juni 1941 der Rußlandfeldzug begonnen hatte. Wir waren wieder mal weit vom Schuß. Wir sprachen zwar in unserem jugendlichen Eifer vom gewünschten Einsatz, aber das Schicksal meinte es gut mit uns. Unser Einsatz hier hatte einer Invasion nach Spanien gegolten, die aber von Staatschef Franko durch den Einsatz seiner „Blauen Division“ in Rußland letzten Endes verhindert wurde. Solange wir im Kloster lagen, genossen wir in der Freizeit das Seebad Biarritz am Golf von Biskaya. Wir gingen aber dann in den Pyrenäen an der spanischen Grenze in Stellung, wo außer großer Hitze, Kröten, Schlangen und anderem Ungeziefer sonst nichts passierte. Wir blieben aber in Frankreich, um die französischen Hafenstädte vor Luftangriffen zu schützen. Es ging die Atlantikküste in Frankreich herauf und herunter, zum Schutze von Flugplätzen, Uboot-Stützpunkten, Kriegsschiffen und den im Bau befindlichen V1-Stellungen. Es waren Bordeaux, Nantes, La Rochelle, Ile de Re, Le Mans, Rouen, Caen, um nur einige der Einsatzorte zu nennen. Auch waren wir zu dem feindlichen Kommandounternehmen in Caen eingesetzt, das im Sommer 1942 noch bereinigt werden konnte. Wir waren zwar immer in den Feldstel-

lungen eingesetzt, aber gegenüber Not und Tod in Rußland, lebten wir wie Gott in Frankreich.



#### **Die Bereitschaftsstellung bei La Rochelle (Foto 1942)**

Im Schloßpark nach dem Einsatz auf der Ile de Ree. Von rechts: Die Wachtmeister und Dienstkameraden Arthur Sommer, Helmut Poek und Walter Wilden.

Am 11. November 1942 nahmen wir dann an der Invasion des unbesetzten Frankreichs teil, die aber auch ohne Blutvergießen ablief. Wir erlebten auf dem Flugplatz von Marseilles den Mistral und besetzten den Mittelmeerhafen Toulon, in dem sich Teile der französischen Mittelmeerflotte selbst versenkten. Bei alle diesen Aktionen fiel kein Schuß. In Erwartung einer Alliierten Invasion im Mittelmeerraum blieben wir noch bis zum Frühjahr 1943 in Südfrankreich, um dann aber wieder in die Bretagne an der Atlantikküste verlegt zu werden. Hier schützten wir den Durchbruch der deutschen Schlachtschiffe vom Hafen Brest durch den Ärmelkanal in die Heimathäfen. Dazu marschierten wir im Landmarsch aus der Bretagne bis an die

engste Stelle des Kanals bei Calais. Wir brauchten aber wieder keinen Schuß abzugeben, denn der Durchbruch war überraschend gelungen. Im nordfranzösischen Raum wurden dann in der Hauptsache Flugplätze und die Abschußbasen der V1 geschützt.



#### **Walter auf Heimaturlaub (Foto 1943)**

Die Annäherungsversuche an seinen Sohn scheitern. Rolf war noch keine drei Jahre alt und kannte seinen Vater nicht. Das Bild auf der Hauswiese wurde von Maria gemacht; es fehlte dann immer etwas, aber es zeigt doch deutlich die Ablehnung des Kindes. Hier wurde die Geduld aber auf eine harte Probe gestellt. Es dauerte seine Zeit, ehe der Vater anerkannt wurde.

Als dann am 6. Juni 1944 die Alliierten in der Normandie bei Caen landeten, und damit die lange erwartete Invasion begann, lagen wir im Raum Le Havre. Nach Klärung der Lage wurden wir dann aber zur Bekämpfung der Invasionstruppen im Raume Caen eingesetzt. Nun wurde es ernst. Es wurde geschossen, die ruhigen Zeiten schienen für mich vorbei zu sein.



**Der Offizierssoldat (Foto 1944)**

Nach einem erfolgreichen Abschluß der Kriegsschule in Göppingen wurde Walter am 1. Oktober 1944 zum Leutnant Kr. befördert. Den anschließenden Urlaub mußte er allerdings bei Schwester Hedwig und Schwager Kurt in Dessau/Kochstedt verbringen. Das Foto war noch in Dessau gemacht worden. Roetgen war zu dieser Zeit schon von den Amerikanern eingenommen worden, und Walter wußte nichts über das Schicksal seiner Frau mit Kindern und der Familie.

Aber ich hatte wieder Glück, am Tage des Hitlerattentats, den 20. Juli 1944, wurde ich zur Kriegsschule nach Göppingen in die Heimat kommandiert. Ich war inzwischen zum Hauptwachtmeister befördert worden und war Offiziersanwärter geworden. Auf dem Wege nach Göppingen bin ich dann noch einige Tage bei Maria gewesen. Es war das letzte Mal, daß wir uns in diesem Kriege sahen. Aber für meine Frau war es eine Beruhigung, zu wissen, daß ich während der Abwehrkämpfe an der Invasionsfront in Deutschland war. Wir standen zwar immer in Briefverbindung, bis daß Roetgen am 12. September 1944 von den Alliierten besetzt wurde.

Inzwischen war der ganze Raum Aachen in Feindeshand gefallen und im Hürtgenwald tobten schwere Abwehrkämpfe. Mit Ende Oktober hatte ich den dreimonatigen Lehrgang auf der Kriegsschule mit gutem Erfolg bestanden. Ich wurde zum Oberfähnrich und dann zum Leutnant befördert. Ich hatte natürlich keine Verbindung mehr nach Hause und wußte auch nicht, wie es meiner Familie, in der ja 1942 noch Tochter Marga geboren worden war, nach der Besetzung durch die Amerikaner ergangen war. So mußte ich auch einen 14-tägigen Urlaub, den ich nach der erfolgreichen Absolvierung des Offizierslehrganges bekam, bei meiner Schwester Hedwig in Dessau/Kochstadt verbringen. Dort erfuhr ich dann, daß sie auch keine Nachrichten aus der Familie in Roetgen hatte. Damit stand aber fest, man war bei der Besetzung des Ortes zu Hause geblieben.

Von der Kriegsschule aus war ich als Leutnant zu einer ortsfesten Flakbatterie nach Wien versetzt worden. Das gefiel mir natürlich weniger. Mir wäre es lieber gewesen, wieder zu meiner alten Einheit zu kommen, die ja an der Westfront im Einsatz stand. Und nun hatte ich, wie man so will, wieder Glück. In Dessau war das Luftwaffenpersonalamt stationiert. Unter Umgehung des Dienstweges ging ich dorthin, und es gelang mir wieder, an die Westfront eingesetzt zu werden. Mit Hilfe eines verständigen Majors, dem ich meine

Lage klar gemacht hatte, wurde mein Marschbefehl geändert und ich zu einer Nachbareinheit der 8/64 zur 7/22 kommandiert. Ich bekam sogar noch wegen der freiwilligen Meldung zur Front drei Tage Sonderurlaub. Nach einer tagelangen Reise zur Westfront, kam ich dann am 20. November bei meiner neuen Einheit an. Sie lag im Raume Aachen bei Würselen in Stellung. Der Chef der 7. Battr. Flak-Regt. 22 war Hauptmann Jens Martensen, ein Norddeutscher aus Itzehoe.

Nachdem dann der Durchbruch der Amerikaner bei Aachen abgeriegelt war, wurde die Einheit aus der Front gezogen, und wir gingen im Raume Stadtkyll in Bereitstellung für die geplante Ardennenoffensive. Am 16. Dezember 1944 begann der Angriff mit einem Feuerschlag von fünfzehn Minuten. Wir gingen bei Losheimer Graben in den Einbruchsraum. Die Amerikaner waren völlig überrascht worden und leisteten vorerst kaum Widerstand. Doch schon im Januar scheiterte die Offensive an der Materialüberlegenheit der Alliierten, und es begannen die Rückzugsgefechte. Zunächst der Rückzug aus dem Einbruchsraum, Aufgabe der Rurstellung, Rückzug aus der Erftstellung, das Übersetzen des Rheines bei Bonn und Kämpfe im Siebengebirge. In dauernden Rückzug wurden wir dann im so genannten Ruhrkessel eingeschlossen. Ein versuchter Durchbruch bei Winterberg scheiterte. Nachdem Hauptmann Martensen die Führung der Abteilung übernommen hatte, führte ich in den letzten Kämpfen die Batterie. Das Groß der Batterie wurde in der Stellung bei Plettenberg außer Gefecht gesetzt. Ich konnte mich noch mit einer Kanone mit Bedienung über die Lenne absetzen, doch dieses letzte Geschütz verlor ich auch im Kampf bei Forsthaus Schnarün, wo auch der größte Teil der Bedienung fiel oder in Gefangenschaft geriet. Ich konnte mich noch mit einigen Soldaten durch die Front schlagen, war auch noch einige Wochen im besetzten Gebiet unterwegs, geriet aber dann am 25. April 1945 bei Wissen an der Sieg in amerikanische Gefangenschaft.

Inzwischen war der Widerstand im Ruhrkessel gebrochen und die gefangenen Soldaten wurden in die so genannten provisorischen Gefangenenlager im Westdeutschen Raum zusammen getrieben. Ich kam in eines der Lager an der linken Rheinseite, in Büderich bei Wesel. Hier hatten sich nach einigen Tagen auf offener Wiese einige hunderttausend Gefangene angesammelt. Obschon man mit den Soldaten nicht allzu schonend um ging, gab es doch Probleme mit der Versorgung solcher Massen. Ich habe an anderer Stelle ausführlicher über dieses Lager berichtet. Sicher wurden nun Wege gesucht, um die bestehenden Engpässe zu entspannen, und es wurden unter den Gefangenen Bergarbeiter und Landarbeiter gesucht. Ich meldete mich sofort als Landarbeiter, und wurde schon am nächsten Tag aus dem Lager entlassen. Nach einer Fahrt von zwei Tagen wurde ich dann am 1. Juni 1945 in Monschau aus der Gefangenschaft entlassen.

## **„Der Landwirt“:**

Diese Überschrift habe ich in Anführungszeichen gesetzt, weil ich natürlich nie ein echter Landwirt war. Aber ich habe die Arbeiten um Haus und Hof immer mit Liebe und Freude betrieben. Von zu Hause aus war ich in keiner Weise vorbelastet. Meine Familie hatte kein Eigentum an Grund und Boden und wohnte auf Münsterbildchen zur Miete. Aber alle unsere Nachbarn betrieben eine Landwirtschaft. Ich wuchs sozusagen in einer landwirtschaftlichen Umwelt auf, so daß mir diese Dinge alle sehr vertraut waren. Wir hatten zwar selbst Schafe, Hühner, Katze und Hund, aber in den Ställen der Familien Franzen, Fischer und Plum standen eine Menge Rindvieh, wie Kühe, Rinder und Kälber, sowie Pferde und Schweine. Auf den Höfen liefen scharenweise die Hühner und auf den Teichen schwammen Gänse und Enten. Besonders im Sommer, wenn die Großtiere auf den weiten Wiesen gingen oder wenn das Heu geerntet wurde,

In gespannter Erwartung machte ich mich dann von Monschau aus zu Fuß auf den Heimweg. Die total zerstörten Orte Imgenbroich und Konzen, zeugten, wie hier der Krieg gewütet hatte. Es waren tote Dörfer. Hier war kein Mensch zu sehen. Doch auf der Hinfahrt hatte ich die unversehrte Ortslage von Roetgen gesehen und deswegen die Hoffnung, dort meine Familie gesund anzutreffen. Bei Fringshaus traf ich dann eine mir bekannte Roetgener Frau, die mir auf meine Fragen die Gewißheit gab, alle Lieben gesund wieder zu sehen. Als ich dann zu Hause ankam, gab es ein überraschendes und glückliches Wiedersehen. Meine Laufbahn als Soldat war beendet. Trotz der erlittenen Strapazen war ich leidlich gesund, und die Familie war endlich vereint. Nun konnte das Leben weiter gehen. Ich mußte eben wieder von vorne beginnen

konnte man auch als Kind erkennen, daß wegen der Tiere eine Menge Arbeit geleistet werden mußte.

Spielend wurde man als Kind auf dem Bauernhof in diese Arbeiten mit einbezogen. Man holte die Kühe zum Melken in die Ställe, half beim Saubermachen der Tiere, drehte die Zentrifuge beim Entrahmen der Milch und das Butterfaß beim machen der Landbutter. Man war beim Setzen und Ernten der Kartoffeln dabei. In der Heuzeit war man beim Heumachen auf den Wiesen und beim Einfahren zu den Hauställen eine gute Hilfe. Das machte Spaß und wurde von den Kindern als abwechslungsreiches Spiel angesehen. Nur das tägliche Hüten unserer Schafe war für mich nicht so schön. Die Tiere mußten an den Wegrändern ihr Fressen finden und waren deswegen schwer unter Kontrolle zu halten. Sie gingen gern ins hohe Gras fremder Wiesen oder verschwanden immer wieder im großen Münsterwald. Sie muß-

ten dann oft stundenlang gesucht werden, und in dieser Zeit war an Lesen und Spielen mit andern Kindern nicht zu denken.

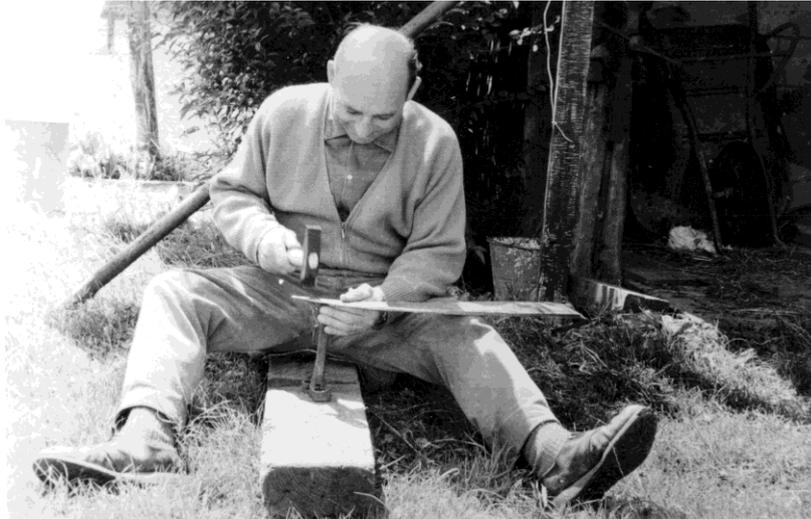
Als man dann größer und stärker war, wurde man auch schon mal als Geburtshelfer beim Kalben gebraucht. Die Hauptzeit, in der die Kälbchen geboren wurden, lag in den Wintermonaten. An manchem Winterabend wurde sich die Wartezeit in den Ställen mit Kartenspiel vertrieben, bis die Kuh dann soweit war. So hatte ich bei diesem wichtigen Vorgang auch als Nichtlandwirt mit der Zeit eine gewisse Erfahrung. Ich war sicher fast hundertmal bei der Geburt eines Kälbchens in den Ställen auf Münsterbildchen mit dabei gewesen. Als ich dann als erwachsener Mann in Marias Familie, wenn auch im Kleinen, diese landwirtschaftlichen Verhältnisse vorfand, konnte ich schon ein Stierkalb von einem Mutterkalb unterscheiden.

Solange Schwiegervater Hubert noch gesund war, ging ich ihm bei den nötigen Arbeiten zur Hand. Mit den meisten Arbeiten war ich natürlich vertraut. Doch das Grasmähen, das Dengeln und Schärfen der Sense habe ich doch von Schwiegervater gelernt.

Mit der Zeit übernahm ich dann alle anfallenden Arbeiten allein. Die Familie hatte sieben Morgen eigenes Land und auch zeitweise noch drei Morgen dazu gepachtet. Auf diesem Land hielten wir in der ersten Zeit nach dem Kriege zwei Milchkühe, ein Rind und zwei Kälber. In den Dörfern der Nordeifel, die wegen ihres rauen Klimas nur zur Viehwirtschaft geeignet war, hatten die Kleinlandwirte seit alters her diese Anzahl von Tieren in ihren Ställen. Das reichte, neben einem ausgeübten Beruf, eine Familie zu ernähren. Die Frau war für die Arbeiten in Haus und Stall zuständig, und der Mann machte die Arbeiten draußen. Und so war es bei uns auch, für Maria hieß das jeden Morgen um sechs Uhr in den Stall zum Füttern, Tränken und Melken. Die Tiere kannten keinen Ruhetag. Meine Arbeitszeit begann um sieben Uhr in der Fabrik. Die Arbeit in der Landwirtschaft machte ich nach Feierabend. Im

Frühjahr begann das mit Aufräumungs- und Instandsetzungsarbeiten. Dann folgte das Beschneiden und Kälken der Obstbäume, Pflanzen oder Veredeln junger Bäumchen. Eine körperlich schwere Arbeit war das Ausfahren des Kuhmistes mit der Schubkarre, der dann auf den Hauswiesen ausgespreitet wurde. Dann kam die Gartenarbeit; das Setzen der Kartoffeln, Bohnenstangen und Erbsenreiser mußten besorgt werden. Ich grub den Garten um, und Maria säte. Neben dem Kuhmist wurde dann das Düngen der Wiesen mit Kali und Kunstdünger nicht vergessen. Bevor die Kühe im Frühjahr aus dem Stall kamen, mußten die Zäune repariert werden. Im Mai kamen dann die Kühe zum ersten Mal auf die Wiesen. Damit war dann in der Folge die lästige Arbeit verbunden, mit der Mistgabel die Kuhfladen auszusprennen.

Mit dem Warten auf das richtige Wetter hoffte man mit Mitte Juni auf die Heuzeit. Als Vorbereitung wurde die Sense gedengelt, und ab vier Uhr morgens begann man mit dem Mähen des Grases. Hatte man Glück mit dem Wetter, ging es am Anfang gut voran, aber eine Gutwetterperiode war meistens begrenzt. Obschon man bei günstigem Wetter bis zur Dunkelheit am Abend arbeitete, reichte die Zeit nie, um mit der Arbeit ganz fertig zu werden. Wenn man dann von morgens vier bis abends 22.00 Uhr gearbeitet hatte, lag man am Abend mit ausgestreckten Armen im Bett, um in der kurzen Nachtruhe Kraft für den nächsten Tag zu sammeln. Bei unsicherem Wetter war das Heumachen eine mühselige Arbeit. Das Gras wurde dann nach mehrmaligem Wenden auf die so genannten Böcke gesetzt. Diese konnten dann zum Trocknen einige Wochen, ohne zusätzliche Arbeit, stehen bleiben. Von der Hauswiese wurde das Heu mit Handkarre oder Leiterwagen ans Haus gefahren, vor dem Heuschlag gesammelt, um dann mit einer langen Gabel zum Heustall gereicht zu werden.



### **Die Arbeiten in der kleinen Landwirtschaft (Foto 1960)**

In der Mitte des Monats Juni wurden immer die Wettervorhersagen mit besonderem Interesse beobachtet. Man erwartete für die „Heuzeit“ gutes Wetter. Bei gutem Wetter ging die Erntearbeit gut vorwärts, und man hatte in kurzer Zeit gutes Futter für die Tiere unter Dach und Fach. Doch sehr oft traf genau das Gegenteil ein. Zu den Vorbereitungsarbeiten für das Grassmähen gehörte eine scharfe Sense. Dazu mußte das Sensenblatt gedengelt werden. Schwiegervater Hubert hatte Walter die Technik des Scharfmachens gezeigt. Mit Hilfe von Essigwasser wurde die Sensenschneide mit gefühlvollem Schlag neben Schlag gehärtet und damit scharfgemacht. Im Bild ist Walter bei der Arbeit, wobei die Sensenspitze besonders sorgfältig geschärft wird.



### **Beim Wenden des Grases auf der langen Hauswiese (Foto 1960)**

Abends nach Feierabend und morgens zeitig vor der Fabrikarbeit mähte Walter soviel Gras, wie Maria am Tage bearbeiten konnte. Für das Wochenende wurde natürlich soviel gemäht wie möglich. Im Bild sieht man viel Hilfe für Maria. Neben Sohn Herbert und Walter war auch die Leni aus Opladen (am Zaun) beim Wenden behilflich. Als geborene Kölnerin war die Leni sehr geschickt, und es machte ihr sichtlich Freude bei den landwirtschaftlichen Arbeiten. Freund Arthur hielt mehr vom Fotografieren der sommerlichen Arbeit. War das Gras nach mehrmaligem Wenden trocken, wurde es mit dem Handkarren zum Heustall gebracht. Bei unsicherem Wetter wurde das angetrocknete Gras zum Trocknen auf die so genannten Heuböcke gesetzt.

Wer helfen konnte half, aber meistens waren es nur Maria und ich. Man war dann froh, wenn die Hauswiese abgeerntet war; denn man brauchte sie für die Nachweide. Die Tiere hatten die Frühjahrsweide bis zu diesem Zeitpunkt fast abgeweidet. Das Heumachen auf den hausfernen Wiesen an der Schleebachstraße und an der Bahn verursachte natürlich mehr Arbeit. Die Geräte zum Heumachen mußten dorthin mitgenommen werden. Besonders umständlich war das mit den Heuböcken und Abdeckplanen. Und auch zum Einfahren mußte man dann immer einen Fuhrmann haben. Unser Fuhrmann war immer der Nachbar Lambert Claßen. Man war dann immer froh und dankte Gott, wenn das Heu gut unter Dach und Fach gekommen war. Das Heu wurde jedes Jahr geerntet, und es war auch meistens gut; denn vom guten Heu gaben die Kühe mehr Milch, die dann auch fetter war und mehr Butter brachte.

Nach der Heuernte war dann immer eine kurze Pause, in der man sich um den etwas vernachlässigten Garten kümmern konnte. Die Gemüse- und Nutzpflanzen mußten nicht nur gegen Unkraut und Ungeziefer geschützt, sondern auch mit Stacheldraht- und Maschendrahtzäunen gegen Kühe und Hühner gesichert werden. Rasenflächen und Rosenbeete konnte man sich nicht anlegen, weil sie von den Tieren nicht geschont worden wären. Maria hatte am Giebel ein paar Rosenstöcke stehen. Sie wurden, bei Gelegenheit, trotz der Dornen, immer von der gleichen Kuh abgeweidet. Dann kam die Zeit der Heckenschur. Neben der sieben Meter hohen Buchenschutzhecke, hatte ich auch noch einige hundert Meter Wiesen- und Straßenhecken zu schneiden. Bevor man anfing, mußten die Weggräben gemäht werden, und dann wurde mit der Heckenschere von Hand mit der Arbeit begonnen. Nach dem Schnitt waren die Aufräumungsarbeiten, besonders bei schlechtem Wetter, eine langwierige Angelegenheit. Das Heckenlaub mußte trocken sein, um damals noch am Wegrand verbrannt zu werden.

Im Frühherbst war dann die Zeit der Kartoffelernte. Meistens war sie mittelmäßig oder schlecht. Nur nach einem trockenen Sommer war die Ernte gut. Wenn zu wenige Kartoffeln geerntet wurden, mußten zusätzlich Einkellerkartoffeln gekauft werden. Vom Obst wurden zuletzt die Äpfel geerntet. In unserem rauen Klima gab es nur Obst, wenn im Frühjahr günstiges Wetter die Blüten nicht verdorben hatte. Meistens war aber darüber nichts Gutes zu berichten. Das Brennholz für den Winter wurde im Wald geholt, für wenig Geld, aber in der Regel ohne Entgelt. Holzsägen mit der Handsäge, das Spalten in ofenge rechten Stücke, sowie das Aufstapeln waren die letzten Arbeiten vor dem Winter. Da die Außenarbeiten nun fast ganz wegfielen, konnte ich Maria in der Stallarbeit unterstützen. Sie brauchte dann nur noch zu melken. Das Heu vom Heustall holen, sowie Füttern, Tränken und das Stallausmisten war dann meine Aufgabe. Der Verdienst dieser vielen Arbeiten war nicht groß. Die Milch wurde jeden Morgen von der Molkerei abgeholt. Sie wurde nach dem Fettgehalt bezahlt. Bei einer guten Kuh lag der durchschnittliche Entgelt in einem Monat bei einhundert D-Mark. Nur einige Monate nach dem Kalben, war es eine bessere Einnahmequelle. Aber nach einigen Monaten ließ das nach, und die Tiere standen dann eine Zeit trocken. Wenn ich dann für uns Beide durchschnittliche vier Stunden Arbeit ansetzte, brachte der Erlös 87 Pfennige in der Stunde. Davon mußte dann noch das Kraftfutter gekauft und gelieferten Produkte der Molkerei bezahlt werden. Es blieb also nicht viel übrig, aber man hatte Milch und aus den Schlachtungen Fleisch. Der Lohn der Arbeit lag darin, daß man Eigentum hatte und das Land für die Nachkommen in Ordnung hielt.

Zum Vergleich, mein Arbeitslohn in einem hiesigen Betrieb: In den Jahren von 1950 bis 1970 hatte ich im Durchschnitt einen Stundenlohn von 4,70 DM. Ich lege hier die Betonung auf den Durchschnitt. Es war natürlich in den fünfziger Jahren we-

niger aber in den sechziger Jahren mehr. Ich hatte damit in diesen zwanzig Jahren einen durchschnittlichen Verdienst von weit über elftausend Mark pro Jahr. Davon konnte ich meine Familie gut ernähren und das Vermögen von Marias Eltern neben

dem Erbteil erwerben. Wir hörten 1967 mit der kleinen Landwirtschaft auf und bauten die Stallungen in zunächst zwei Wohnungen um. Ich habe aber darüber in einem anderen Abschnitt berichtet.

## Der Vater und Opa:

Als ich 1945 aus dem zweiten Weltkrieg nach Hause kam, waren meine Kinder der Rolf schon vier und ein halbes Jahr und Marga schon über drei Jahre alt. Die Kinder kannten ihren Vater nicht. Für sie war ich ein fremder Mann. Da Maria für die Kinder die Hauptperson in der Familie war, dauerte es natürlich auch einige Zeit, ehe die Kinder allmählich den fremden Mann annahmen. Bei Marga schien das eher der Fall zu sein; dem Rolf kostete die Zuwendung größere Überwindung. Als ich dann anfing Spielzeug für die Kinder zu machen, wurde das Interesse an dem mit Papa angeredeten Mann sichtlich größer. In der ersten Zeit nach dem Kriege konnte man nur mit sehr viel Geld oder entsprechenden Gegenwert ein Spielzeug für die Kinder bekommen. Was lag da näher, man machte das nötige Spielzeug für die Kinder eben selbst.

So wurden zunächst von einem alten Schaufelstiel aus Buchenholz viele Scheibchen geschnitten. Auf diesen ein Zentimeter dicken runden Holzklötzchen wurden dann bekannte Figuren, Zahlen und Buchstaben mit Farbe gemalt. Die gleichen Symbole malte ich dann auf verschiedene Kartons, und so wurde das ein einmaliges Lottospiel für die Kinder. Mit Begeisterung wurde dieses Spielzeug angenommen, und spielend lernten sie dabei die dargestellten Dinge, die Zahlen und eine Reihe von Buchstaben kennen. Für Rolf bastelte ich einen Eisenbahnzug mit Lokomotive aus Holz, original, wie die ehemalige Reichsbahn. Die Waggonen waren mit roter Farbe angestrichen und mit weißer Beschriftung der Waggonnummern und den Heimatstandorten, wie Breslau, Essen,

Frankfurt, Erfurt oder Halle versehen. Die Lokomotive mit Tender war schwarz gestrichen und hatte die Seriennummer 74 621. Für Marga baute ich eine Puppenstube mit allen Möbeln, wie Bettchen, Schrank, Tisch, Kommode, Sofa und Stühle. Maria sorgte dann dafür, daß an den Fensterchen Gardinen kamen und die Wände tapeziert waren. Diese Arbeiten haben uns viel Freude bereitet und waren für die Kinder unvergeßliche Geschenke. Daneben hatte ich aus der Tageszeitung schon einige Zeit die Folgen von „Petzi“, „Pelle“ und „Pingo“ ausgeschnitten und stellte damit ein paar schöne Bilderbücher zusammen, die besonders bei Marga Stürme der Begeisterung hervorriefen.

Dieses Spielzeug war schöner als alles Andere. Es wurde in späteren Jahren auf dem Speicher aufbewahrt, und es haben noch gelegentlich die Enkel mit den Sachen gespielt. Auch draußen wurden den Kindern einige Spiele gezeigt, obwohl im Sommer wegen der viele anfallende Arbeiten weniger Zeit war. Im Herbst wurde ihnen ein Windvogel (Drachen) gemacht und gezeigt, wie er zum Fliegen gebracht wurde. Während der Kartoffelernte wurden Kartoffeln im Feuer gebraten, Haselnüsse an den Wiesenhecken gepflückt und mit auf lange Stöcke gesteckten Holzäpfeln geworfen. Auch wenn viel zu tun war, nach Feierabend und sonntags hatte ich immer Zeit für die Kinder. Es wurden ihnen Märchen mit drastischen Gebärden erzählt, sie wurden auf den Schultern durch die Zimmer getragen und dabei selbstgemachte Lieder gesungen. Der Maria wurden dann manchmal diese Betriebsamkeit zu viel, aber Marga auf meinen Schultern

sagte immer wieder: „Noch Papa, noch“. Ich versuche mal einige dieser Reime auf-

zuschreiben, die meist in der Mundart in monotoner Weise gesungen wurden:

1. Van Kölle no derr Wiehe  
do wonnt derr decke Pieje,  
de hau de Teich voll Marbelsteng  
un speelde net derr met.
3. di Klütte doong se no jene Maat  
dat hau wool ihre Mann gesaat.  
do kräch se dann et Jeld  
un woor jiar op de Welt

2. In Kölle ob jen Strooß  
do wonnt de au Frau klooß,  
di hau de Kaar voll Klütte  
un saht et wiere Beschütte.
4. Dat Jeld dat woor janz roongd  
dih Frau dih woor gesoongt.,  
de Mann de hau eh Nääsje sief  
un och en deecke Piief.

1. Piff Paff Puff.  
Derr Paff un sien Vöölchje  
derr Offermann sien Häänsje  
dih wolle same renne,  
derr Offermann veel ejen Dreck  
doh sääht derr Paff doh liett der Jeck  
Piff Paff Puff.

2. Piff Puff Paff  
ech schooß ne joonge Haas,  
dat Vellche datt doong ech no jene Maat,  
dat Vleesch datt doong ech ih jen Pann  
un broonde en paar Happe,  
och heih ech me noch mie derr van  
ech wüad at derr no schnappe.  
Piff Paff Puff.

Bum Bam Bieddche  
in Ooche wohnt eh Schmiddche,  
do lees ech mich eh paar Boolze maache,  
do met jeng ech no Hoolze.  
Do looch eh Käuvje eh jen Weech,  
de Hoongk de driende de Botter,  
dih Katz dih läggde dih Schottel.  
Dih Vlaadermus dih kährde dat Huuß,  
dih Schwälber woorf derr Dreck eruuß.  
Et sooß eh Müssje op jen Daach,  
dat hauh sich bauh ze baschte gelaacht.

Maria kochte Apfelbrei,  
da kamen alle Kinder vorbei,  
klein und groß, nackt und bloß,  
alle in Marias Schoß.  
In Marias Garten  
wachsen alle Arten,  
wachsen, daß sie blühen,  
Gott behüt die Kühen,  
Gott behüt den Ackersmann,  
daß das Pferdchen traben kann.

Dann war da noch eine Erinnerung an einem Gespräch, das ein Arbeiter aus der Eifel in seinem Quartier in Stolberg gehabt hatte. Meine Mutter Agnes erzählte uns Kinder immer, was er in seiner Mundart in Walheim erzählt hatte:

Enn Stollbrech hodde merr en jood Quadeer,  
do jooven et Pruume dih worre esue wiss va Zucker  
als wenn et dröver geschneeckt hei,  
un Rindvliasch un Wuasch, en jaa.  
Et worr alles jod emm Voor.  
Un wieh me nu fröndlich wuat,  
do kräsch dih Frau sich en Havvel Mais un worf se merr ins Gesiet,  
duh saat ech zu ehr, wenn derr merr enns onger vier Oije bejehnt  
sall derr siehe watt err üch oppraaft, en jaa.



**Im Kriege erlebte Walter seine Familie nur in knappen Urlaubstagen (Foto 1943)**

Marga, \* am 17. Februar 1942, bei Maria auf den Arm, war eineinhalb Jahre alt. Rolf, \* am 20. Oktober 1940, war schon fast drei Jahre alt. Der unbekannte Papa war also im September 1943 aus Frankreich ein paar Tage in Urlaub gekommen. Die Kinder waren nur an Mama gewohnt. Es wurde auch sichtlich Abstand von dem fremden Mann gehalten.



**Marga und Rolf (Foto September 1943)**

Marga mit Ball und Rolf, etwa ein und zwei Jahre alt, sind in Opas Korbessel zu sehen.

Soweit die Lieder. Die Kinder wurden normal erzogen, nicht übertrieben religiös. Wir versuchten im Zusammenleben der Familie, ihnen ein gutes Vorbild zu sein. Die christlichen Feste wurden mit den Kindern nach dorfüblicher Art gefeiert. Wir gingen mit ihnen an den Kirmestagen, um Pfingsten und Hubertuskirmes zum Markt, zu den Buden und Karussells. Der St. Martinszug wurde mit selbst gebastelten Fackeln mitgemacht, und am St. Nikolaustag wurden die Teller aufgestellt. Um die geheimnisvolle Weihnachtszeit wurde immer die Krippe, mit den von den Kindern selbst geformten Schafen und einer Tanne aus dem Gemeindegewald aufgestellt. Und wenn im Frühjahr das Osterfest kam, wurden die Ostereier gesucht. Die Jungens wurden Sportsleute, wie ihr Vater, und Marga hatte mehr Freude an Kindern und Musik. Rolf und Marga haben sicher noch viele Erinnerungen aus dem Krieg und aus den ersten Nachkriegsjahren. Herbert, der

1946 geboren wurde, hat dagegen die karge Zeit nach dem Kriege nicht bewußt erlebt. In seiner Erinnerungszeit hatte sich das Leben schon wieder sehr normalisiert. Im Einzelnen habe ich aber an anderer Stelle ausführlich über die heranwachsenden Kinder geschrieben.

Als dann die Enkelkinder geboren wurden, Eva Maria und Norbert von Rolf und Ursula und Ricarda und Tobias von Marga und Theo, spielte sich auch eine Menge Zeit ihrer Kindheit bei Oma und Opa ab. Besonders für Maria waren die Enkelkinder, genau wie ihre eigenen Kinder, ein Lebensinhalt. Es wiederholte sich manches im Haus mit den Enkeln, wie mit den Kindern. Maria erzählte ihnen Lebensart, nähte und strickte, und der Opa erzählte Märchen und sang Lieder. Aber in der Folge nur ein selbstgemachtes Lied für Eva über den „Bruno“, einem Stoffwildschwein, das ich ihr aus einem Urlaub mitgebracht hatte.

### **Der Bruno!** (Melodie, ich hat` mal ´nen Freier)

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Das Wildschwein wohnt im Wald,<br/>heißt Bruno, ist noch nicht alt.<br/>Es wohnt unter Bäumen<br/>und legt sich auf Steinen,<br/>im tiefen dunklen Wald.</p>  | <p>2. Es hat ein braunes Fell,<br/>Und auch zwei Äuglein hell.<br/>Am Kopf sind die Ohren,<br/>am Bauch sind die Beine,<br/>Am Rücken das Schwänzelein.</p>            |
| <p>3. Der Bruno ist gar nicht faul,<br/>er wühlt mit seinem Maul.<br/>Im Wald den Boden,<br/>als wollt er in Roden,<br/>und frißt dann alles auf.</p>               | <p>4. Der Bruno ist ja ein Schwein,<br/>Er legt sich ins Wasser hinein.<br/>Und wälzt sich ganz lange,<br/>im dreckigsten Schlamme,<br/>Und fühlt sich wohl dabei.</p> |
| <p>5. Kommt aus dem Morast heraus,<br/>und geht dann gemütlich nach Haus.<br/>Er wohnt unter Bäumen,<br/>und legt sich auf Steinen,<br/>im tiefen dunklen Wald.</p> |  |



### **Die Kinder auf der Mühlenbendstraße (Foto 1953)**

Der neunjährige Viktor, der Sohn von Schwester Sofie war in diesem Jahr bei den Erstkommunikanten. Sofie wohnte noch bei den Eltern, im Hause von Walters Kusine Viktoria. Dort fand auch die Feier statt, zu der die Kinder eingeladen waren. Im Bild von links: Marga (11), die Tochter Gerlinde (14) von Viktoria, davor Herbert (7), Kommunionkind Viktor (9) und Rolf (13). Im Hintergrund sieht man die Häuser, links Kreitz, Klubert und Steinbeck auf Petergensfeld.



### **Walter mit seiner ersten Enkelin (Foto 1966)**

Eva Maria war die Tochter von Rolf und Ursula. Sie war am 28. Februar 1965 in Roetgen geboren. Nach seinen Examen als Ingenieur hatte Rolf seine erste Arbeitsstelle bei einer amerikanischen Firma in Altena in Westfalen. Maria hatte dort (Ihmert) die junge Familie besucht. Nach einem Urlaub mit Freund Arthur holte Walter dann dort seine Frau ab. Er hatte dabei seiner Enkelin Eva Maria aus Niederbreisig den „Bruno“, ein Stoffwildschwein, mitgebracht. Auf dieses Stofftier hatte dann der Opa, zur späteren Freude des Kindes, die obenstehenden Zeilen in Gedichtform gemacht.

Maria war immer glücklich, wenn sie alle Enkelkinder in ihrer Obhut hatte. In unserm Schlafzimmer hatte sich in Bezug auf das Kinderbettchen nichts geändert, wir hatten immer Kinder im Hause. Ich trug und sang. Nur sagten sie nicht mehr Papa sondern: „Noch Opa noch“. Wir ha-

## Und seine Hobbies

Im Jahre 1914 wurde ich, noch im Kaiserreich, aber in eine kriegerische Zeit hinein geboren. Meine ersten Eindrücke, die ich als Kind in Erinnerung behielt, hatten etwas mit Soldaten zu tun. Soldaten die mit der Eisenbahn durch Roetgen fuhren, Soldaten die auf Urlaub kamen, Soldaten die am Bahnhof verpflegt wurden, Soldaten mit Pferden, Autos, Panzern und Flugzeugen und deutsche und fremde Soldaten, die einquartiert wurden. Und so kam es, daß zwangsläufig, als Folge dieser Erlebnisse, das Hauptspiel meiner Kindheit Soldat- und Kriegsspiele waren. Als Ältester der Geschwister, Vettern und Kusinen wurden alle mit Holzgewehr und Holzsäbel ausgerüstet und dann von mir, als Anführer und Feldherr, in die phantastischsten Spiele geführt.

Ich war als Kind immer begierig zu erfahren, wie die Soldaten kämpften und was im Krieg geschah. Daß damit auch Not und Elend verbunden waren, wurde natürlich noch nicht begriffen. Dieses Begreifen kam erst später, als ich als erwachsener Mann, wegen der Umstände der Zeit, Berufssoldat wurde. Doch auf diesem kriegerischen Kindererleben fußte mein erstes Hobby, das Lesen. Es fing an mit Betrachten von Bildern in Kalendern und alten Büchern, und vor allem Landkarten fanden mein ungeteiltes Interesse. Ich sah dabei auch die Buchstaben der Beschriftung, die in ihrer Verschiedenheit interessant waren. So kam es, daß die dicken schwarzen Buchstaben, die auf Mutters Küchentöpfen standen, auch meine Neugierde besonders erregten.

ben mit den Kindern und Enkelkindern eine schöne Zeit gehabt. Nur die Kinder würdigen das nur, wenn sie klein sind und dann erst wieder, wenn sie erwachsen sind und selbst Kinder haben. Sicher ist ein Leben ohne Kinder eine sehr trostlose Angelegenheit.

Vor meinem geistigen Auge sehe ich die großen Druckbuchstaben noch immer. Es standen da auf großen Töpfen SAND - SEIFE - SODA oder MEHL - SALZ - ZUCKER und auf kleineren Töpfchen ZIMT - PFEFFER - MUSKAT. Auf der Milchkanne stand MILCH und auf der Butterdose BUTTER. Und als ich eines Tages als Sechsjähriger in einem Vorratschuppen eine verstaubte Kiste voller Hefte und Bücher fand, war meine Liebe zum Geschriebenen und damit zum Lesen vorprogrammiert. In der Kiste fand ich einen Schatz. Hier hatte Vater Josef seine Jugendbücher und die seiner Brüder aufbewahrt. Hier fand ich Indianerhefte über „Sitting Bull“, von „Texas Jack“, über „Bufallo Bill“ und „Wildtöter“, Hefte über berühmte Indianerhäuptlinge und Seeräuber geschichten von „Klaus Störtebecker“ und von „Robert Kraft“. Eine spannende Geschichte hieß „Mit dem Brander durch den Sund“. Dann Hefte „Unter deutscher Flagge“ von den Kriegen 1864 und 1870/71. Bücher über „Winnetou“ von Karl May, Bücher über die Ritter des Mittelalters, von den Bauernkriegen und vom dreißigjährigen Krieg.

Zuerst wurden die Bilder studiert, die federgeschmückten Indianer und ihre Waffen Lasso, Bogen und Pfeil, den Tomahawk und das Jagdmesser. Dann die Ausrüstung der Trapper und Waldläufer, ihre Lederkleidung und zusätzlich schon Gewehr und Revolver. Bei Rittern Eisenrüstung, Lanze und Schwert, bei den Seeräubern die abenteuerliche Gestalt, Enterhaken, Keule und Säbel und bei den Soldaten die verschiedenen Uniformen mit Helm,

Tornister und das Gewehr mit aufgefplantem Bajonett. Inzwischen war ich in die Schule gekommen, und bald konnte ich die Großbuchstaben der Titel lesen. Ich gab aber keine Ruhe, bis das ich auch die kleinen Buchstaben lesen konnte. Und dann habe ich alles gelesen, mit der Zeit die schönsten Geschichten zweimal.

Durch dieses viele Lesen der Geschichten aus aller Welt hatte ich bald in der Schule große Vorteile. In Erdkunde und Geschichte war ich deswegen den andern Kindern im Wissen weit voraus. Es gab in diesen Fächern kaum eine Frage, die ich nicht beantworten konnte, und dadurch stieg mein Ansehen bei den Lehrern aber auch bei den Mitschülern. Ich war auch einer der besten Kunden in der Schulbibliothek. Fast alle diese Bücher habe ich zweimal, die schönsten von Karl May sogar dreimal gelesen. Die Leihgebühr für

ein Buch kostete fünf Reichspfennige. Dank des Verständnisses von Mutter Agnes bekam ich dieses Geld dann auch immer. Als ich dann die Schulzeit beendet hatte und in meinem Beruf Geld verdiente, habe ich mir immer von dem wenigen Geld, das bei den üblichen Ausgaben übrigblieb, Bücher gekauft. Als ich Soldat wurde, mußte ich diese aber zu Hause lassen, und so sind diese im Krieg meistens verlorengegangen. Als ich es mir dann in der Nachkriegszeit leisten konnte, habe ich mir wieder eine Menge interessanter Sachbücher gekauft, die ich natürlich alle gelesen habe. Dies waren also meistens Bücher, in die man immer wieder mal über irgendwelche Fragen nachlesen konnte. Dies kam mir auch später bei meinem vielen Schreiben der Familien- und Vereinsgeschichte zugute.



#### **Die andern Enkel des Großvaters (Foto 1977)**

Im Frühjahr 1977 war Walter nach 49 Arbeitsjahren in den Ruhestand gegangen und Rentner geworden. Zu dieser Zeit hatte er schon vier Enkel, die sehr oft bei den Großeltern und hier besonders bei der Oma Maria anzutreffen waren. Hier hatte sie viel Platz und Freiheit zum Spielen. Auf dem Bild von links zu sehen: Eva Maria (12), Ricarda (8), Tobias (6) und Norbert (10). Im Hintergrund liegt der Neubau der Garage.

Eine blecherne Spardose mit einem Schlitz für den Geldeinwurf, die ich in meinen Kindertagen bei meinen Großeltern auf Petergensfeld hatte, war der Grund eines weiteren Hobbies. In der Spardose wurden die Fünf- und Zehnpfennig Münzen des Kaiserreiches aus Nickel gespart. Durch den Einwurfschlitz konnte man die Münzen, mit Hilfe eines Küchenmessers, aus der Dose herausholen und mit dem Geld wunderschön spielen. Desgleichen galt für die Fünfpfennig Münze, mit den Ähren der Weimarer Republik, die ich in meiner Schulzeit zum Ausleihen der Bücher aus der Schulbibliothek so oft von Mutter bekommen hatte. Diese Münze aus Aluminiumbronze hatte für mich einen großen Erinnerungswert. Mitte der sechziger Jahre kaufte ich mir bei einem Aachener Münzhändler eine solche Münze, um sie mit Freude zu betrachten. Ich begann dann aus dem Portemonnaie die Kursmünzen der Bundesrepublik zu sammeln und informierte mich durch numismatische Literatur über das Sammeln von Münzen. Die Kursmünzen wurden nach Jahrgängen und Münzzeichen gesammelt. Die Bundesrepublik hatte vier Prägeanstalten mit den Münzzeichen „D“ in München, „F“ in Stuttgart, „G“ in Karlsruhe und „J“ in Hamburg. Aber meine Liebe gehörte den Nickelmünzen des Kaiserreiches und den Münzen aus Aluminiumbronze zwischen den beiden Kriegen.

Ich wurde dann mit den Jahren zum Kleinmünzensammler des Deutschen Reiches seit 1871 bis 1923, der Weimarer Republik von 1924 bis 1932, des Dritten Reiches von 1933 bis 1945 und der Bundesrepublik Deutschland von 1948 bis zur Währungs- umstellung zum „Euro“ 1999. Für die Münzen der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) hatte ich weniger Interesse. Sie wurden nur sporadisch gesammelt. Dies alles war natürlich eine sehr umfangreiche Angelegenheit und für einen Sammler mit einem normalen Einkommen schon schwer, so eine Sammlung zu komplettieren. Aber auch bei einem normalen Sammler kam doch schon eine Menge zusam-

men, und man hatte dabei eine wohltuende Beschäftigung. Im Gegensatz zu den vier Münzstätten der Bundesrepublik, gab es im Kaiserreich in der ersten Münzperiode neun Prägestätten und unter Kaiser Wilhelm den Zweiten und zwischen den Kriegen noch sechs, von denen zwei bei der Teilung Deutschlands nach dem zweiten Weltkrieg, die Prägestätten „A“ Berlin und „E“ Dresden Muldenstätten, an die DDR fielen.

Das wichtigste beim Sammler ist der Erhaltungsgrad der Münzen. Die Münzen mit dem besten Zustand in polierter Platte oder Stempelglanz sind sehr empfindlich und teuer. Doch wenn man eine Münze aus Liebhaberei zum Anfassen haben will, sollte man sie im Erhaltungsgrad vorzüglich bis sehr schön sammeln. Sie sind dann auch preiswerter. Wenn man dann solche Münzen gepflegt und gelackt im Sammelalbum hat, ist das natürlich nicht so ein großer Wert, aber man hat doch seine ungetrübte Freude an seinem Schatz, der sonst bei großen Werten in den Tresoren verschwindet. Nach langen Jahren ist meine Sammlung noch nicht komplett, aber das ist ja auch nicht der Sinn der Sache. Das Sammeln soll Freude bereiten, also ein Hobby sein.

Über meine sportlichen Tätigkeiten habe ich an anderer Stelle schon ausführlich berichtet. Hier bliebe nur noch zu sagen, daß ich seit Neugründung der Handballabteilung 1946, alle Spiele und Veranstaltungen, die Teilnahme und Leistungen, die Berufungen und Ehrungen der aktiven Mitglieder aller Abteilungen aufgeschrieben habe. Es ist bis heute eine umfangreiche Niederschrift geworden, aus der die Leistung von jedem Aktiven des Vereins für eine Ehrung heraus geschrieben werden kann. Bei zwanzig Jahren aktiver Betätigung in einer Mannschaft oder Riege als Senior ist es üblich, daß ein Mitglied einen Auszug seiner Teilnahme, Leistungen, Berufungen und Ehrungen aus dem Vereinsarchiv erhält. Ich war der Ansicht, für einen gut geführten Sportverein war dieses Festhalten der Geschehnisse erforderlich.



**Ein 64-jähriger rüstiger Rentner (Foto 1978)**

Auf dem Foto sieht man Walter bei seiner Arbeit in Hof und Garten. Er tat das, zum Nutzen seiner Kinder, bis ins hohe Alter von 85 Jahren.



**Walter mit Münzsammlung (Foto 1978)**

Das Einordnen der gesammelten Münzen war eine entspannende Arbeit. Er sammelte die Kursmünzen aus dem Portemonnaie und die Kleinmünzen des Deutschen Reiches.

Es wird auch von den aktiven Amateuren immer eine Leistung verlangt, und deswegen soll man auch in der Lage sein, im gegebenen Fall diese Leistung zu dokumentieren und zu Würdigen. Durch meine Aufzeichnungen und mit Hilfe der Versammlungsniederschriften der alten Turngenossen aus der Zeit von der Gründung 1894 bis 1946 konnte ich dann später, zum Hundertjährigen Vereinsjubiläum im Jahre 1994, in jahrelanger Arbeit eine umfangreiche Vereinschronik erstellen.

Eine weitere Liebhaberei von mir ist die Musik, leider nur inaktiv. Sie beschränkt sich also auf das Zuhören schöner Melodien. Hätte ich in meiner Jugend eine Ausbildung an einem Musikinstrument gehabt, hätte ich dieses sicher genau so intensiv gespielt, wie ich mich in meinem Leben für den Sport der jungen Leute eingesetzt habe. Ausdauernd spielte ich zwar eine Mundharmonika, weil man hierzu keine Ausbildung brauchte, aber es machte riesigen Spaß zu den Klängen des kleinen In-

struments in der Familie gemeinsam zu singen. Mutter Agnes war sehr musisch veranlagt, und so lernten wir Kinder eine Menge Lieder, die wir dann gemeinsam und sogar mehrstimmig sangen. Wenn Mamas Schwestern zu Besuch waren, sangen sie immer gemeinsam Volkslieder und Operettenmelodien. Es war eine Freude, hier zu zuhören. Mit der Zeit lernten wir Kinder diese Melodien und sangen mit. Obschon damals, in den zwanziger Jahren, in unserer siebenköpfigen Familie jede Mark nötig war, brachte Vater, um Mutter eine Freude zu bereiten, aus Aachen von Zeit zu Zeit eine Schallplatte mit. Diese wurden dann auf einem kleinen Grammophon abgespielt. Es waren unvergeßliche Melodien, die mitgesungen wurden, und die heute noch in meinen Ohren klingen. Mutter lehrte uns auch einige Liebeslieder aus ihrer Jugendzeit. Die Melodien waren mir auch als erwachsener Mann immer noch bekannt. Eines dieser Lieder werde ich nachfolgend niederschreiben:

1. Am Bache saß ein wunderschönes Mädchen,  
mit blond Gelock` und schwarz Gewand.  
In ihrem Schoße ruhten Rosenblüten,  
die sie gepflückt mit zarter Hand.  
Als sie mich sah, da wollt sie fliehen,  
ich aber ließ sie nicht mehr ziehen.  
Sie sprach: „Wenn uns die Leute sehen,  
es ist ja Zeit, ja Zeit zum Schlafen gehen.
2. Ich setzte mich im Grase zu ihr nieder  
und küßte ihren holden Mund.  
Wir beide sangen lebenslustige Lieder,  
und so verging uns manche Stund`.  
Sie sprach: „Das hätt` ich nie gedacht,  
daß Liebe mich so glücklich macht,  
daß Liebe mich so glücklich machen kann.  
Du bist mein einzig heiß geliebter Mann“.

3. Und wiederum bin ich an dem Bach gekommen,  
wo ich so oft mit ihr verweilt.  
Und wiederum bin ich an dem Ort gekommen,  
wo ich so oft mit ihr vereint.  
Was sah ich da beim Mondenschein,  
ein Kreuz aus weißem Marmorstein.  
Drauf stand geschrieben: „Hier ruht die Mutter und ihr Kind.  
O Wanderer bet` für die, die hier begraben sind“.

Die Musik war also ein verhindertes Hobby, aber meine Liebe zur Musik war ungeteilt. Unsere Tochter Marga hat später das getan, was ich gerne getan hätte. Sie erhielt eine Ausbildung, lebt in ihrer Musik und ist glücklich. Erst als in der Familie die Kinder versorgt waren, hatte ich die Mittel ein Gerät zu kaufen, mit dem ich die schönsten Melodien auf Schallplatten und Kassetten abspielen konnte. Ich habe dabei erfahren, daß eine schöne Melodie zur Entspannung die beste Therapie ist. Bei den Möglichkeiten der heutigen Tontechnik ist eine schöne Melodie eine körperliche Wohltat. Doch manchmal ist es deprimierend, wenn man aus den Lautsprechern mit dem so genannten modernen Singsang, dem heiseren Gekrächze geschmackloser „Künstler“ oder mit den monotonen Stakatotönen verdorbener Komponisten vergewaltigt wird. Doch glücklicherweise gibt es auch in der heutigen geldgierigen Zeit noch Interpreten und Komponisten, die ansprechende Weisen und schön Melodien machen können.

Beim Abspielen schöner Melodien fröne ich einem weiteren Hobby, einem meinem Beruf als Weber verwandte Handarbeit, dem Knüpfen. Ich habe relativ spät damit begonnen, erst als ich im Jahre 1977 als Rentner in den Ruhestand ging. Aus dieser bewußt aufgenommenen Beschäftigungstherapie wurde dann ein schöner kreativer Zeitvertreib. Ich habe in den letzten Jahren für mich und meine Freunde in der Familie schon manche wertvolle Arbeit erstellt. Es war für lange Winterabende oder Schlechtwettertage eine herrliche Beschäftigung. Man sieht, wie das eigenhändige Werk fortschreitet, und dann ist der An-

blick der fertigen Stücke eine reine Freude. Als ich nach einigen Jahren in meiner Wohnung keinen freien Platz mehr auf Boden, Tischen und Schränken und auch an den Wänden hatte, wandte ich mich einem neuen Hobby dem Schreiben zu. Ich bekam mit der Zeit einen Computer, einen Drucker und Kopierer mit denen ich dann alle meine Erinnerungen aus Familie und Verein zu Papier brachte.

Ob ich auch meine politischen Ansichten und Tätigkeiten als Hobby bezeichnen soll, weiß ich nicht so ganz sicher. In der Politik gibt es zu viel tierisch ernste Angelegenheiten. Allerdings habe ich sie persönlich nie so ganz ernst genommen, weil ich kein Fanatiker bin und andere Leute auch gerne zu Wort kommen lasse. Ich kam zur Politik und zur Mitgliedschaft in einer Partei (CDU) durch den Sport. Man brauchte in Roetgen eine große Turnhalle und so kandidierten aus dem Turnverein, für jede der aktuellen Parteien, ein honoriges Mitglied. Sie wurden gewählt, und so saß dann in jeder Fraktion des Gemeinderats ein TV-Mann. Gemeinsam haben wir dann das Ziel, die große Turnhalle, erreicht. 1970 stand die neue Turnhalle und 1977 wurde sie normgerecht erweitert, so daß sie von allen Mannschaften genutzt werden konnte. Sie steht im Ortszentrum, ist ein Segen für die Jugend und eine sportliche Begegnungsstätte für die Roetgener Bürger. Nach meiner fünfzehnjährigen Zeit als Ratsvertreter war ich im öffentlichen Leben nur noch tätig in den Vorständen von Verein und Partei und als Schöffe beim Aachener Amtsgericht.



#### **Eine Urlaubsfahrt an die belgische Küste (Foto 1979)**

Mit dem Wohnwagen von Arthur und Leni hatte man eine Fahrt nach Ostende gemacht. Man blieb über Nacht auf Campingplätzen und machte am Tage mit dem Auto kurze Touren in die Umgebung. Hier auf der Strandpromenade von Ostende sieht man von rechts Maria, die Leni und Walter. Der Arthur ist nie im Bild, er fotografiert. Bei schönem Wetter blieb man dann einige Tage an der See und fuhr dann wieder nach Hause in die Eifel, wo Sommers dann immer noch einige Tage blieben. Mit Canastaspiel und Wanderungen hatte man dann eine schöne Zeit.



**Der sagenhafte Kater „Krümel“ (Foto 1982)**  
Er war in Roetgen der König in seinem Reich.



**Tochter Marga mit ihrem jungen Freund (Foto 1990)**

Nach zehn Jahren guten Zusammenlebens, in der Musik vereint, ging man am 8. Januar 1998 zu Standesamt in Aachen. Es war für Marga die zweite Ehe. Herzlichen Glückwunsch !

Dagegen kann man meine Liebe zu Tieren und hier besonders zu Katzen, als Hobby oder Liebhaberei bezeichnen. Ich habe erfahren, daß eine Tierfreundschaft immer eine echte Freundschaft ist. Wahrscheinlich ist aber die Liebe zu Tieren erblich, denn Vater liebte Pferde und vor allen Tieren die Tauben. Solange ich denken kann, hatte er immer einen großen Schlag Reisetauben. In meiner Familie hatten wir immer neben dem Nutzvieh einige Katzen im Hause. Ich liebte diese Tiere, weil sie in ihrer Gewandtheit eine Augenweide sind und einen festen Charakter haben. Sie tun nur das, was sie wollen, und wenn man eine Katze zum Freund hat, ist das eine Freundschaft auf Lebenszeit. Schon zu Marias Zeiten gab es im Hause immer Katzen. Bei jedem dieser Tiere erlebten wir einen andern Charakter und andere Fähigkeiten. Nur eines war immer gleich, es war das kleine Raubtier. Damals wurde mal ein Katzentausch mit Marga

gemacht. Sie erhielt von uns eine rotbunte Katze und wir von ihr einen schwarzen Kater. Sie war eine faule Hauskatze und Er ein wilder Kater, über den die Leute sich beschwert hatten, weil er im Park in Aachen zu viele Vögel fing. Er bekam in Roetgen ein freies Jagdrevier, und Marga hatte eine Katze die im Hause blieb. Man nannte ihn „Krümel“. Er hatte einen guten Tausch gemacht. Bei uns konnte er seinen Jagdtrieb vollständig austoben. Vierzehn Tage nach Marias Tod wurde das Tier auf der Straße überfahren. Von nun an wurden bei mir alle schwarzen Katzen „Krümel“ genannt. Noch im Anfang der neunziger Jahre hatte ich wieder einen schwarzen Kater, den ich besonders liebte. Ich nannte ihn auch „Krümel“. Er weckte mich am Morgen mit seinen zarten Pfoten. Doch nach Jahren mußte er nach einer schweren Krankheit eingeschlafert werden. Aber zur Erinnerung an ihn, habe ich folgendes Gedicht gemacht:

### Der Krümel

1. Es war ein kleiner Krümel  
von einem großen Tier.  
Doch war er noch ein Küttel  
mit einer Menge Zier.
2. Jetzt ist er groß und kräftig  
und hat ein schwarzes Fell,  
erwachsen schon und mächtig,  
geschickt, gewandt und schnell.
3. Das Tier, es hat vier Beine  
und einen großen Mund,  
Gebrechen hat er keine  
der Kater ist gesund.
4. An seinen sanften Pfoten  
sind Krallen messerscharf.  
Er schleicht perfekt nach Noten,  
nach Laune und Bedarf.
5. Dabei fängt er die Mäuse  
und auch schon mal ´nen Fisch,  
als Beute bringt nach Hause  
und legt sie unter ´m Tisch.
6. Und hat er morgens Hunger  
steht er an meinem Bett,  
dies macht ihm keinen Kummer,  
er ist dabei ganz nett.
7. Er fühlt mit seiner Pfote  
den Schläfer auf den Kopf,  
und sagt hier ohne Worte:  
„ich will an meinem Topf“.
8. Aus seinem Futternäpfchen  
hat er die Milch geleckt,  
und nach den guten Häppchen  
wird wohligh sich gereckt.
9. Dann geht er in den Garten,  
dort ist sein Jagdrevier.  
Ob kurz ob lang das Warten  
die Beute ist ein Tier.
10. Er hat ein freies Leben  
in der gewohnten Welt,  
wo jeden Tag sein Streben  
er lebt in Haus und Feld.

11. Doch ist die Jagd beendet  
wenn fing er eine Maus,  
hat sich sein Sinn gewendet  
kehrt er zurück nach Haus.

13. Sein schönster Platz die Fensterbank  
er keineswegs verschmäht,  
doch oben auf dem Bücherschrank  
er gern und oft sich legt.

12. Er ist dann sehr zufrieden  
und schmust nach Katzenart.  
Nie hat er dann gemieden,  
die Streicheleinheit zart.

14. Doch kennt er keine Zwänge  
in seinem eig'nen Sinn.  
Nach artgerechten Rängen  
er jeden Tag beginnt.

---

